

Z. 1921. 3223

Beiträge zur Philosophie

8.

Zur Logik der Sprachwissenschaft

Von

H. J. POS



Heidelberg 1922

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Nr. 1664



Beiträge zur Philosophie

8.

Zur Logik der Sprachwissenschaft

Von

H. J. POS



Heidelberg 1922

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Nr. 1664.

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen,
werden vorbehalten.

N^o 6288 - 8-10
4

Einleitung.

Zu den sichersten Errungenschaften der modernen Philosophie gehört wohl die Einsicht, daß Logik nicht nur eine formale Wissenschaft ist, sondern in enger Föhlung mit der Erkenntnistheorie sich auf das Material zu richten hat, das ihr von den Einzelwissenschaften zur Verarbeitung dargereicht wird. Dieser Gedanke ist von den modernen Logikern, namentlich in den Schriften von Sigwart und Wundt, in fruchtbarster Weise näher ausgeführt. So sagt Chr. Sigwart, Logik I, 1911, S. 15, nachdem er zuerst die Logik für eine formale Wissenschaft erklärt hat: «Nicht aber wollen wir in dem Sinne die Logik für formal erklären, daß sie den vergeblichen Versuch machen soll, das Denken überhaupt als eine bloße formelle Tätigkeit aufzufassen, welche getrennt von jedem Inhalt betrachtet werden könnte und den Unterscheidungen des Inhalts gegenüber gleichgültig wäre». Diese Ansicht hat sich dann bei Sigwart besonders im 2. Band bewährt: der erstere erinnert noch stark an die formale(aristotelische) Logik. W. Wundt schrieb 1893 eine Logik in 3 Bänden, wovon der erste Band der allgemeinen Logik, der 2. der Logik der exakten Wissenschaften, der 3. der Logik der Geisteswissenschaften gewidmet ist. (Vgl. besonders Bd. 1, Einleitung § 4 [Einteilung des Gegenstandes], wo der allgemeinen Methodenlehre eine spezielle Methodik der hauptsächlichsten Wissenschaftsgebiete zur Seite gestellt wird.) Es stellte sich die Logik der betreffenden Wissenschaften heraus als eine Lehre ihrer Grundbegriffe, Ziele und Methoden. Dieser Standpunkt hat den

doppelten Ertrag, daß einerseits auf die objektive Struktur des Gegenstandes der betr. Wissenschaft und andererseits auf die subjektiven Bedingungen, die zur Erkenntnis des Gegenstandes erforderlich sind, das Licht der begrifflichen Untersuchung fällt. Es liegt also ganz nahe, den Wert solcher Untersuchungen in der Beantwortung der klassischen Frage: «Wie ist diese bestimmte Wissenschaft möglich?» zu sehen. Im Anschluß hieran dürfte eine nähere Betrachtung der transzendentalen Methode am Platze sein. [Ausgehend von der Tatsache der wissenschaftlichen Erkenntnis, die zu bezweifeln er sich niemals vorgenommen hat, fragte Kant: Wie ist diese möglich? Es ist mit der Fragestellung selbst gegeben, daß die Lösung nicht in den beiden beim Zustandekommen der Erkenntnis beteiligten Parteien, Subjekt und Objekt, gesucht werden kann, sondern nur in etwas, das beide einheitlich umfaßt und ihre gegenseitige Beziehung erst ermöglicht. Diese Aufgabe erfüllt der kategoriale Apparat. Zwar hatte es bei Kant selbst noch vielfach den Schein, als ob hiermit etwas nur Subjektives gemeint sei, und eine ganze Reihe hervorragender Denker hat in diesem Subjektivismus den Kantianismus in reinster Form vor sich zu haben geglaubt. Man kann aber, ohne in Dogmatismus zu verfallen, dem kritischen Denken auch eine mehr objektive Wendung geben, und diese erweist sich dann als die fruchtbarere und richtigere auch für die Einzelwissenschaften. Es genügt nicht, anzunehmen, daß unser Denken gewisse Formen an die Wirklichkeit oder vielmehr an seinen Gegenstand heranbringt, die dem Gegenstand «an sich» völlig fremd wären. Die Frage bleibt dabei immer offen, wie es dann kommt, daß die Wirklichkeit die Bearbeitung mit diesen ihrem Wesen angeblich fremden Formen augenscheinlich erträgt und sozusagen sich gefallen läßt. Und da kann man nicht umhin, in irgendeiner Weise einen objektiven Geltungsgrund auch für die Formen in Anspruch zu nehmen. Nun hat bekanntlich Kant selbst, obwohl er mit der Frage: «Wie ist Wissen-

schaft möglich?» scheinbar das Ganze der Wissensgebiete zu umfassen strebt, doch tatsächlich in der Hauptsache nur die mathematische Naturwissenschaft und anschließend daran die Psychologie und Metaphysik für seine transzendentalen Aufstellungen verwendet. Eine Beschränkung, die für die jetzt glücklich überholte Generalisierung der naturwissenschaftlichen Methode und ihre unerfreulichen Folgen seinerzeit erheblich fördernd gewesen ist. Seit der Blütezeit der naturwissenschaftlichen Philosophie hat sich aber viel geändert. Als die Psychologie weit genug vorgeschritten war, um sich auf ihre eigenen Grundlagen und Methoden besinnen zu können, hat sie das fremde Joch von sich geworfen. Und noch wichtiger für die Freimachung aller nicht naturwissenschaftlichen Forschung war die Arbeit, die in den letzten Jahrzehnten auf geisteswissenschaftlicher, religions- und kulturphilosophischer Seite Männer wie Dilthey, Windelband, Troeltsch, Rickert und andere geleistet haben. Daß es sich in den sog. Kulturwissenschaften, zu denen wir auch die Sprachwissenschaft vorläufig rechnen, was in der weiteren Ausführung näher zu begründen ist, um andere, selbständige Grundbegriffe und Methoden handelt, daß unter nur physikalischen Kategorien das kulturwissenschaftliche Material zu einem sinnlosen Chaos zusammenbricht, dürfte heute wohl außer Zweifel sein. (Vgl. H. Maier, Psychologie des emotionalen Denkens, 1908, S. 45: «Es verleugnet sich bis zum heutigen Tage nicht, daß die Logik am Anfang ihr Interesse fast ausschließlich auf das mathematische und naturwissenschaftliche Denken gewandt hat».) Eine immer stärker hervortretende Tendenz zur völligen Trennung der beiden großen Wissensgebiete ist wohl kaum mehr zu verkennen. Eben darum läßt sich aber die Frage nicht ganz umgehen, wie es denn eigentlich mit der Einheit der Wissenschaften bestellt ist, wenn nun auch sogar Logik und Methodologie in Teilgebiete zerfallen. Schienen sie doch wenigstens die formale Einheit zu retten, wo die kritische Reflexion die Einheit

des ursprünglichen Bewußtseins, die doch nur Reflexionslosigkeit bedeutet, notwendigerweise zerrissen hatte. Denn daß in dem Material der Wissenschaften die Einheit nicht liegen kann, ist ja selbstverständlich. Ist doch eben die Abgrenzung der Einzelwissenschaften gegeneinander logisch nur darauf gegründet, daß es im All des Gegebenen Sphären gibt, die sich isolieren und um feste Mittelpunkte gruppieren, sobald die theoretische Reflexion sich auf sie einstellt. Wie-wohl die Frage nach einer allumfassenden Logik und Methodologie eigentlich aus dem Rahmen dieser Schrift herausfällt, sei doch auf die Richtung einer möglichen Lösung dieser Frage wenigstens hingewiesen. Sonst wäre der Schein be-rechtigt, als ob man um eines Teils der Wissenschaft willen die Einheit des Ganzen preisgeben möchte. Wenn dem tat-sächlich so wäre, so müßte die Lösung auch für das Teil-gebiet falsch sein. Schlechthin allgemein gültig ist jedenfalls die alt überlieferte formale Logik, z. B. die Lehre der Syl-logismen und der obersten Denkgesetze. Diese Art der All-gemeingültigkeit aber ist um den Preis der Inhaltlosigkeit erkaufte. Darauf beruht die ganze Einseitigkeit und Unfrucht-barkeit der alten formalen Logik. Eben da sich diese Logik auf jedes Material anwenden läßt, kann sie nur von allem Material unabhängig, d. i. inhaltslos sein. Denn das Material läßt sich nur durch Differenzierung erfassen. Sein Bestimmtheitscharakter ist ganz eigener Art. Ob vielleicht in der Zu-kunft von einer komparativen Bearbeitung der Logiken der verschiedenen Wissensgebiete etwas zu erwarten wäre, muß hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls wäre dieses Unternehmen ein sehr lohnendes. Aber u. E. setzt sie mehr eine allgemeine Logik voraus, als daß diese ihr Ergebnis sein könnte. In keinem Fall werden aber voraussichtlich derartige Bestrebungen dazu führen können, die logische Grundlegung der Einzel-wissenschaften zu ersetzen oder überflüssig zu machen. Selbst wenn in denkbar höchster Abstraktion die Herausstellung eines allgemeinen Kategoriensystems gelungen wäre, das das

ganze Feld des Denkbaren umspannte, wäre doch in irgend-einer Weise durch Spezifizierung das Hinuntersteigen in die Ebene der ursprünglichen Gegebenheitsgruppen unumgänglich gefordert. Daß übrigens Differenzierung in der Methodologie und Logik notwendig ist, steht fest, seitdem man eingesehen, einerseits daß die sog. formale Logik für die tatsächlichen Wissenschaftsgebiete eine durchaus unfruchtbare Disziplin ist, und andererseits daß jede Wissenschaft mit Grundbegriffen und Methoden arbeitet, die von der Beschaffenheit ihres Materials abhängig sind und sich mittels kritischer Analyse nur im Hinblick auf dieses Material auffinden lassen. Es ist nun einmal eine unverrückbare historisch-psychologische Tatsache, daß jede Wissenschaft in den Anfangsstadien ihrer Arbeit in unkritischer Weise auf ihr Material losgeht, während erst hinterher die kritische, grundlegende Arbeit einsetzt und einsetzen kann. Charakteristisch sagt Natorp im Vorwort zu seiner Psychologie, Bd. 1, 1912: «Ich nannte es einmal 'Vorfragen'. Jemand erhob dawider den Einwand: ob es nicht vielmehr Nachfragen seien.» Auf das letztere ist hier voller Nachdruck zu legen. Die formgebende Kraft des Materials ist eine Tatsache, aus deren Nichtbeachtung ein gut Teil des Mißverständnisses zwischen Wissenschaft und wissenschaftlicher Philosophie sich erklären läßt. Die Philosophie kann ebensowenig vom einzelwissenschaftlichen Material ganz abstrahieren wollen (denn auch die abstraktesten «Formen» der Erkenntnis sind eben doch Formen eines Materials), wie man ihr zumuten darf, daß sie sich in die Einzelwissenschaften auflösen und diesen das Feld räumen soll. Nicht als ob eine Rückkehr zum naiven Realismus geboten wäre, der da lehrt, daß die Dinge so sind, wie wir sie unmittelbar sehen, oder vielmehr eigentlich gar keine philosophische Lehrmeinung ist, sondern nur die unbewußte Stellungnahme des nichtreflektierenden Menschen der Welt gegenüber. Aber auch andererseits ist jener verschrobene Intellektualismus, der sich den der Natur Gesetze vorschrei-

benden Verstand in einseitiger Übertreibung und allzu buchstäblicher Deutung zur Losung macht, ebenso unwissenschaftlich und unberechtigt. Der Gedanke, daß alle Formgebung nur unsererseits dem an sich ungeformten Material der Erkenntnis auferlegt wird, steht in unversöhnbarem Gegensatz zur durchgängigen Bestimmtheit des in der Erkenntnis schon immer durch Form umklammerten «in Form stehenden» Materials. Wenn das Material «an sich» ungeformt ist und alle Formgebung von unserer Seite stammt, woher dann die Bestimmtheit? Die ist doch nur durch ein, sei es nicht näher begründetes, aber unzweifelbar anzunehmendes Zusammenarbeiten oder Zusammenpassen der beiden, nl. Form und Inhalt möglich. Welche ist nun, fragen wir weiter, die Stelle einer Logik der Wissenschaften? Was ist ihr Gegenstand und welches sind ihre Aufgaben? Augenscheinlich setzt sich diese Disziplin, wenn sie überhaupt Sinn hat, andere Zwecke als der Betrieb der betr. Wissenschaft selbst, der sie dienen möchte. Vielleicht kann man sprechen von einem Richtungsunterschied der Forschung, denn eigentlich bleibt das Material dasselbe. Ist in erster Instanz jede Wissenschaft, wie schon oben ausgeführt, auf Erfassung, d. i. begriffliche Verarbeitung eines Materials gerichtet, so setzt der Begriff der Verarbeitung voraus, daß dazu Begriffe gebraucht werden müssen, die nicht selbst wieder Material sind. Ohne den Unterschied von einem Material und der Art, wie es erfaßt wird, ist keine Wissenschaft möglich. Inwieweit die Verarbeitung umbildend an das Material herantritt, ist besonders klargelegt durch Kant und die an ihn sich anschließende kritische Philosophie, in neuester Zeit besonders eingehend durch die Arbeiten H. Rickerts*). Die Allgemeingültigkeit des Gedankens, daß das Material in der theoretischen Erfassung eine «Umbildung» erleidet, die es erst zum theoretischen Gegenstand macht, werden wir auch am Material «Sprache» zu erproben suchen. Wenn das gelingen möchte,

*) Vgl. z. B. Gegenstand der Erkenntnis, 4. u. 5. Aufl. S. 110 flg.

so wäre damit die Fruchtbarkeit allgemeiner erkenntnistheoretischer Erwägungen für die Einzelwissenschaften aufs neue erwiesen. Diese Begriffe also, die zwar dem Material dienen, aber nicht selbst in der Ebene des ursprünglichen Materials liegen, können nun selbst wieder einer Untersuchung unterworfen werden. Ihr Eigentümliches ist also, daß sie nur für das Material da sind, auf es hinweisen, ohne selbst zum Material zu gehören und trotzdem zu seiner Erfassung notwendig sind. Es werden sich diese Gebilde als echte «Form»begriffe herausstellen, was aber nicht Unbestimmtheit oder Inhaltslosigkeit bedeutet, denn selbst «Form» kann nur aufgefaßt werden als etwas, das Inhalt hat, wobei aber eine nach den entgegengesetzten Richtungen des mehr oder weniger Inhaltlichen abgestufte Gliederung durch die Tatsachen selbst gefordert ist.) So viel ist zunächst klar: von einer allgemeinen Logik oder Methodologie ohne weiteres haben die Einzelwissenschaften niemals viel Förderung erhalten. Was sich mit diesem Anspruch bewußt oder unbewußt aus bestimmten Teilgebieten herausgelöst hat, darf den Namen einer wahren Methodologie und allgemein gültigen Logik nicht tragen. Die usurpierten Gebiete haben sich übrigens immer am übermütigen Eindringling gerächt, indem sie sich einfach nicht um ihn kümmerten und zu eigenem Heil ihren eigenen Weg gingen.

Es dürfte nach den vorstehenden Erwägungen die Idee einer einzelwissenschaftlichen Logik zunächst berechtigt erscheinen. Wo vorliegende Schrift die Absicht hat, zu einer solchen Logik für die Sprachwissenschaft etwas beizutragen, da geschieht das im Bewußtsein, daß nur Weiterbauen auf schon Gegebenem fruchtbar sein kann. Die Arbeiten von Steinthal, v. d. Gabelentz, Wundt, Sigwart, Maier, Paul, Dittrich u. a. bieten für unsere Zwecke höchst Wertvolles. [Auch Rickert, obwohl er sich auf Spezialprobleme, wie sie die allgemeine Sprachwissenschaft stellt, niemals eingelassen hat, verdanke ich, namentlich für das Erkenntnistheoretische, die höchste Anregung.] Aber von einer durchgängigen Fühlung mit der kritischen

Philosophie, wie seit Kant die Naturwissenschaft sie immer pflegte, sind, wie im allgemeinen bei den nicht exakten Wissenschaften, so besonders bei der Sprachwissenschaft, nur noch kaum einige schüchterne Ansätze vorhanden. Die moderne Sprachwissenschaft scheint ihr Recht, Einzelwissenschaft zu sein, nur allzusehr damit behaupten zu wollen, daß sie sich beschränkt auf das unmittelbar erfahrungsmäßig Gegebene, wodurch sie sich die Möglichkeit einer Vertiefung in der Richtung der Grundbegriffe und allgemeinsten Voraussetzungen zu verschließen droht (vgl. Paul, Prinz., S. 3). Dadurch kann es einem während der Arbeit zumute sein, als ob man sich einen Weg zu bahnen habe durch einen tropischen Urwald, wo zwar hie und da etwas gelichtet ist, wo man aber unaufhörlich selbst das Material in der Hand haben muß, um immer neu auftauchende Hemmnisse zu überwinden. Unter Benützung der obengenannten Arbeiten wird es das Bestreben sein, die Ergebnisse der modernen Logik und Erkenntnistheorie in näheren Zusammenhang zu unserer Wissenschaft zu bringen. Es steht nicht von vornherein fest, daß das möglich sein wird, ohne den Stoff zu vergewaltigen. Aber selbst wenn das Ergebnis ziemlich negativ sein sollte, wäre auch damit für das immer noch ungeklärte Verhältnis zwischen Erkenntnistheorie und Einzelwissenschaft schon etwas gewonnen. Aber eines dürfte von vornherein feststehen: der Wert der empirischen Forschung kann durch unsere Untersuchungen in keiner Weise angetastet oder ersetzt werden. Im Gegenteil, nur begriffliche Klärung dieser selbst, Besinnung auf ihre Grundlagen und Ziele ist der Zweck. Wo die Logik fragt nach den Möglichkeitsgründen der faktischen Erkenntnis, wird diese Frage selbst faktisch erst möglich, wenn Erkenntnis vorliegt. In dem Sinne kann auch eine Logik für die betreffende Wissenschaft nicht fördernd sein, daß aus ihr neue verwertbare Data zutage gefördert werden könnten, die ohne ihre Hilfe nicht zugänglich wären. Die Tatsachenforschung muß die Logik zu ihrem eigenen

Heil der empirischen Forschung überlassen; denn ohne dieselbe kann sie auch als Logik nicht leben. «Alles Faktische ist schon Theorie», das ist das Schlagwort der kritischen Reflexion. Um das bewähren zu können, muß aber zuerst Faktisches da sein und dafür sorgt die Erfahrungserkenntnis. Insofern kann man sogar die kritische Untersuchung von ihr abhängig nennen. Das ist aber nur eine Abhängigkeit des πρότερον πρὸς ἡμᾶς, also eine, die von irgendeinem Objektiven ihre Ergänzung erwartet. Andererseits wird man das Recht haben, für die Lösung oder wenigstens für die Auffassung fundamentaler Fragen der empirischen Wissenschaft von der angedeuteten Untersuchung etwas zu erwarten. Sind doch die letzten Fragen niemals empirisch lösbare (sonst wären es eben keine «letzten»), sondern sie sind begründet in der Stellung unseres Denkens dem Objekt gegenüber. Nun ist die Erfassung dieser Beziehung Provinz der logischen Besinnung, die sich dabei zugleich auf Möglichkeiten und Grenzen in dem Formmaterialverhältnis des das Material logisch durchdringenden Erkennens zu richten hat. Es wird sich zeigen, wie die Fragen der Möglichkeit der Erkenntnis überhaupt, der kategorialen Fassung des Inhalts, die Scheidung zwischen subjektiven und objektiven Momenten in der Erkenntnis (damit zusammenhängend die bekannte Unterscheidung zwischen konstitutiven und reflexiven Kategorien), auf die Wissenschaft der Sprache angewandt, in ähnlicher Weise die Problemstellung in eine andere Beleuchtung rücken, wie man es bisher hauptsächlich in den Naturwissenschaften gesehen hat. Nicht nur objektiv für die Begründung der Behauptungen, sondern auch subjektiv für die Behandlung des Materials kommt dabei ohne Heranziehung kritischer Methode sowie sprachwissenschaftlichen Materials nichts zustande. Wir wollen aber weder Logik noch Sprachwissenschaft treiben, sondern die Berührungspunkte beider aufsuchen. Wenn das bisher aus erklärlichen Gründen noch zu wenig geschehen ist, so wird beim Vollziehen dieser

Wendung mancher Fehlgriff nicht zu vermeiden sein. Man würde darum der vorliegenden Arbeit unrecht tun, wenn man sie für mehr als einen Versuch ansehen wollte, der mit der Andeutung einiger Möglichkeiten seinen Zweck erfüllt. Eine überall möglichst tiefgehende und erschöpfende Darstellung des Themas konnte der Natur der Sache nach noch nicht gegeben werden. Es ist sonderbar, wie wenig die begriffliche Verarbeitung in der Sprachwissenschaft mit der ungeheuren Häufung des Materials gleichen Schritt gehalten hat. Zwar liegt ein gewisser Trost darin, daß es in anderen Gebieten der Geisteswissenschaften nicht viel besser bestellt ist, und besonders die psychologischen Wissenschaften scheinen nicht am wenigsten von dieser Rückständigkeit betroffen. In seinem kleinen Buch «La crise de la psychologie expérimentelle» hat Kostyleff*) für die experimentelle Psychologie darauf hingewiesen, wie ein schwerer Druck ganz unsystematisch vorgenommener und für synthetische Zwecke ergebnisloser Materialhäufung auf dieser Wissenschaft lastet. Auch Delbrück konstatiert in der Einleitung zu seiner vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen, S. 37: «Auch jetzt noch beschränkt sich das Interesse der Sprachforscher wesentlich auf diese Teile der Grammatik» (nl. Laut- und Formenlehre). Für die allgemeine Psychologie ist dasselbe von P. Natorp, Allgemeine Psychologie, S. 191, scharf betont worden.

Da in den folgenden Kapiteln das systematische Interesse für die Behandlung im wesentlichen maßgebend sein wird und also Diskussionen über historische oder zeitgenössische Vertreter unserer Wissenschaft und ihrer Anschauungen nur berührt werden können, wo es nicht den Zusammenhang stört, scheint es am meisten angebracht, schon hier über die bisherige Entwicklung der Sprachwissenschaft einen kurzen Überblick zu bieten, wobei zwar nur das für unsere Zwecke Wichtige gestreift werden kann. Wenn wir von der Ent-

*) Paris, 1909.

wicklung der indischen Grammatik, die auf die europäische wohl kaum eingewirkt hat und ein in sich geschlossenes Gebiet darstellt, zunächst absehen und die griechisch-römische Sprachwissenschaft ins Auge fassen (vgl. H. Steintal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Berlin 1890, 2. Aufl., 2 Bde.), so fällt zunächst bei ihrem Urheber Platon auf, wie auch in diesem Wissensgebiet die tiefe Intuition für die Grundprobleme schon bei mangelhafter Erfahrung die Augen aufmacht. Der Zusammenhang von Sprechen und Denken und das Wie und Warum der Benennung werden im Kratylos in dialektischer Weise behandelt und eine Lösung versucht. Daß das dabei sich herausstellende Dilemma: φύσει: θέσει immer noch mit denselben Worten als Problem bezeichnet wird, ist wohl mehr als reiner Zufall. Aber zugleich zeigt sich auch in typischer Weise schon bei Platon die Einseitigkeit der ganzen Sprachwissenschaft im Altertum: das einzelne Wort wird in unkritisch-rationalistischer Weise zum Ausgangspunkt genommen, der psychische Prozeß als eine genaue Parallele mit dem des Sprechens aufgefaßt oder gar nicht von ihm unterschieden. Eine weitere Einseitigkeit war das Fehlen an Verständnis für psychologisch-genetische und komparative Methode. Bei einem Volk wie den Griechen war letzteres bekanntlich durch das Hineinspielen des Nationalgefühls auch in solchen Fragen in bedenklicher Weise mitbedingt. Man kann sagen, daß gerade in der Anwendung dieser Methoden neben der des Experiments die wesentlichen Fortschritte zu suchen sind, denen die moderne Sprachwissenschaft ihre ungeheure Erweiterung der antiken gegenüber verdankt. Wo von genetischer Methode die Rede ist, denken wir zunächst an die Entdeckung der Eigenart des Psychischen und der damit zusammengehenden Unterscheidung zwischen logisch-konstruktiver und psychologischer Erklärung. Es ist das spezifische Verdienst Wilhelm Wundts, auf diesen wichtigen Unterschied immer wieder hingewiesen zu haben (vgl.

bes. Völkerpsychologie I, 1 und I, 2: Die Sprache, 1911, 3. Aufl., I, S. 18, 27, 31, 64, 92, 586; II, 224, wo der Intellektualismus in der Psychologie und die Rationalisierung der Vulgär-Psychologie bekämpft werden). Daß aber mit der Unterscheidung zwischen rationalisierender und kritischer Psychologie an sich die Sache noch nicht erledigt ist, wird an mehreren Stellen auszuführen die Gelegenheit sein. Denn wenn auch die rationalisierende Psychologie an sich verwerflich ist, so steckt doch ein methodischer Kern darin, den wir nicht entbehren können, falls Psychologie als Wissenschaft überhaupt möglich sein soll. *) Da sich weiter Sprachprozesse individuell und gruppenweise in der Zeit manifestieren, so ist der Zeitfaktor für die Erklärung unentbehrlich und das veranlaßte sogar hervorragende Sprachphilosophen zu der Annahme, daß die ganze Sprachwissenschaft eine nur historische Wissenschaft sei (so bes. Paul: Prinz. d. Sprachgesch., 1920, 5. Aufl. Nicht nur der Titel des Werkes deutet schon auf diese Auffassung hin, auf S. 20 wird eine andere als historische Betrachtungsweise entschieden abgelehnt. Die Stelle lautet: «Es ist eingewendet, daß es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung gäbe als die geschichtliche. Ich muß das in Abrede stellen. Was man für eine nichtgeschichtliche und doch wissenschaftliche Betrachtung der Sprache erklärt, ist im Grunde nichts als eine unvollkommen geschichtliche, unvollkommen teils durch Schuld des Betrachters, teils durch Schuld des Beobachtungsmaterials.» In seiner Abwehr gegen Dittrichs Angriff, S. 21, spricht P. sogar von seiner «These»: «Sprachwissenschaft ist gleich Sprachgeschichte». Die vorliegende Schrift stellt sich in diesem Punkte auf Seite der Gegner Pauls. An die Behauptung Dittrichs [zit. bei Paul, S. 21], daß Pauls Buch ein tatsächlicher Protest gegen seine eigene These sei, wird man auch erinnert bei H. Maier: Psych. d. emot. Denkens, S. 30, wo er von Wundts Sprachpsychologie sagt, daß diese «den-

*) Vgl. Maier, Psych. d. em. D., S. 115.

selben Charakter hat» wie die Paulsche, wiewohl doch Paul in der Vorrede zur vierten Auflage seines Werkes ausdrücklich ausspricht, daß er sich Wundts Werk gegenüber in den Hauptpunkten nur ablehnend verhalten kann. Es scheint der Streit besonders Wundts Begriff der Volksseele zu betreffen; in der Beschränkung auf historische Betrachtung der Sprache scheinen beide einig.) In diesem Zusammenhang sei nur nochmals betont, daß der antiken Sprachwissenschaft, soweit wir sehen können, das Verständnis für die genetisch-psychologische Seite der Sprache völlig fehlte. Wo das etymologische Bedürfnis sich auf ältere (hypothetische) Formen zu berufen genötigt war, wie im platonischen Kratylus, da geschieht das in ganz unmethodischer und unkritischer Weise und gilt die angebliche Evidenz der Deutung als genügender Grund für die historische Wahrheit der Form. Aber wie dem auch sei, das hohe Verdienst, das Problem: Sprache gestellt zu haben (und das ist der logische Anfang der Sprachwissenschaft ebenso sehr wie ihr Ende), ist der Antiken nicht abzusprechen. Und es ist ungeheuer lohnend, die Keime der modernen Betrachtungsweise in so primitiven Schriften wie der des Dionysios Thrax u. a. wiederzufinden. Denn falls unsere Auffassung von der Formbestimmtheit des Materials richtig ist, muß auch die Antike bei der Beschäftigung mit sprachlichen Fragen schon wesentlich auf dieselben Grundbegriffe und Anschauungsweisen gekommen sein wie wir. Die Grenzen und Möglichkeiten, innerhalb deren sich die Grundauffassungen eines theoretisch erfaßten Gegenstandes infolge der Struktur desselben bewegen müssen, sind immer ziemlich beschränkt. Nur so ist auch eine Geschichte als Werdegang einer Wissenschaft im Sinne methodischer Vertiefung berechtigt und denkbar. Das Verfahren der komparativen Methode, wovon sich bei den Antiken so gut wie keine Spur findet, hat erst seit Bopp angefangen fruchtbar zu sein, ist also schon früher wissenschaftlich begründet als die Methode der psychologischen Erklärung. Das dürfte

hierin seinen Grund haben, daß man von Anfang an gewöhnt war, diejenige Seite an der Sprache, die der Objektivierung am bequemsten zugänglich ist, nämlich die lautliche, in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken, während man alles Unanschauliche, Fließende, Schwerfaßbare, auf rein Psychisches oder Logisches Hindeutende als für die Sprachwissenschaft nicht unmittelbar brauchbar beiseite schob. Das war eine erklärliche Einseitigkeit, womit jede Wissenschaft anfängt und vielleicht anfangen muß, die aber auf die Dauer überwunden werden soll. So bot das Wort als sinnlich gegebene, leicht faßbare Einheit den Ausgangspunkt aller sprachlichen Deutung. Die Auffassung, daß ein Satz die Zusammensetzung einer bestimmten Zahl von Worten ist, lag dann ganz nahe. Auch gab das Wort als Hauptvertreter alles Sprachmaterials (obwohl dieses sich, wie noch zu zeigen ist, im Worte durchaus nicht erschöpft) in seiner anschaulichen Erscheinung allen Anlaß zum Vergleich mit gleichgearteten Erscheinungen anderer Sprachen und so setzte die komparative Methode ein. Die Sprache ist aber nicht einfach ein Arsenal von Lauten und Worten, die gewissen Gesetzen und Klassifikationen unterworfen werden könnten. Dazu bringt sie nur eine Methode zur Anwendung, die zu ihrem Wesen nicht paßt. Übrigens ist auch die komparative Methode bei dieser Arbeit nicht stehen geblieben, sondern zur Vergleichung höherer Gebilde fortgeschritten, was sich, besonders wo es gilt, Vertreter ganz verschiedener Sprachtypen zusammenzubringen, für die Auffassung des Wesens der Sprache als höchst förderlich erwiesen hat*).

Zur Entstehung und Methode der vorliegenden Schrift diene noch folgendes: Sie ist aus gleichzeitiger Beschäftigung mit sprachlichen und erkenntnistheoretischen Fragen hervorgegangen. Die Kritik hat dadurch allerdings an zwei Seiten

*) Vgl. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, 2. Aufl. S. 50.

einen Angriffspunkt. Das ist an sich kein Übel, sondern dürfte der Sache, um die es sich schließlich allein handelt, nur um so förderlicher sein. Von Literatur ist so wenig wie möglich angeführt, viel weniger, als zur Vorbereitung gebraucht wurde. Z. T. hat das seinen Grund darin, daß die prinzipiellen Werke über Sprachwissenschaft alle ziemlich «materialbelastet» sind und von dem Bestreben geleitet erscheinen, den festen Boden des erfahrungsmäßig Gegebenen um keinen Preis zu verlassen, was sich z. B. in der Häufung der Beispiele zu jedem «allgemeinen» Satz aufs deutlichste zeigt. Eine Untersuchung der logischen Grundlagen einer Wissenschaft aber setzt Einzelheiten und Allgemeinheiten schlechthin voraus, ohne dazu verpflichtet zu sein, dieselben noch zu wiederholen oder zu vermehren. Ja wir konnten sogar öfters nicht umhin, einen neuen Terminus einzuführen, oder einem alten Namen neue Bedeutung beizulegen, um für das abstrakteste und allgemeinste Gerüst unserer Wissenschaft die passende Bezeichnung zu finden. Die Begriffe der «Systematik», der «Stellungnahme», der «Form», des «Wertes» u. a., die eigentlich mehr in der Philosophie zu Hause sind, erschienen zu diesen Zwecken geeignet. Es erhält durch dieses Verfahren das Ganze vielleicht auf den ersten Blick einen etwas spekulativen, gewissermaßen «scholastischen» Einschlag. Das mag besonders vom nächsten Kapitel (die Analyse des Gegenstandes) gelten. Demgegenüber sei darauf hingewiesen, daß ausschließlich das kritische Bestreben, die unentbehrlichen Grundvoraussetzungen der Sprachwissenschaft aufzudecken, zur Aufstellung dieses abstrakten Über- oder vielmehr Unterbaues geführt hat. Daß man mit einigen nur exakten «simplistischen» Voraussetzungen bei einem so komplizierten und so mannigfach gegliederten Gegenstand wie der Sprache nicht auskommt, kann eigentlich nicht befremden. Eine «Abstraktion», die zu Voraussetzungen käme, worin die Struktur ihres Gegenstandes nicht wiederzuerkennen wäre, kann niemals das Ziel

sein. Andererseits muß der Unterschied zwischen Gegenstand — zu dem alles Material gehört — und Voraussetzungen unbedingt festgehalten werden. Eine Arbeit wie die hier in Angriff genommene hat sich an diesen beiden Polen zu orientieren. Weder mehr noch weniger können wir versuchen wollen, wenn überhaupt die Forderung einer grundlegenden Theorie berechtigt und erfüllbar sein soll.

Übersicht über die wichtigste Literatur.

A. Zur Sprachwissenschaft.

- RUD. BLÜMEL, Einführung in die Syntax. Heidelberg 1914.
A. DAUZAT, La vie du langage. Paris 1918.
" " La philosophie du langage. Paris 1917.
B. DELBRÜCK, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen. Leipzig, 5. Aufl. 1908.
" " Grundfragen der Sprachforschung. Leipzig 1901.
" " Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. Leipzig 1893.
O. DITTRICH, Die Probleme der Sprachpsychologie. Leipzig 1913.
G. V. D. GABELENTZ, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Leipzig, 2. Aufl. 1901.
A. MARTY, Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. Bd. 1, Halle 1908.
A. MEILLET-PRINZ, Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Leipzig-Berlin 1909.
H. PAUL, Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle, 5. Aufl. 1920.
A. PICK, Die agrammatischen Sprachstörungen, 1. Teil. Berlin 1913.
V. PORCEZINSKI, Einleitung in die Sprachwissenschaft. Berlin-Leipzig 1910.
H. STEINTHAL, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern. Berlin 1890, 2. Aufl. 2 Bde.
L. SÜTTERLIN, Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Heidelberg 1902.
PH. WEGENER, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. Halle 1885.
W. WUNDT, Völkerpsychologie, I, 1 u. I, 2: Die Sprache, Lpz. 1911. 3. Aufl.
" " Sprachgeschichte und Sprachpsychologie. Leipzig 1901.

Weiter Artikel aus den Indogermanischen Forschungen, Indogermanischem Jahrbuch, KUHNS Zeitschrift, Germanisch-romanischen Monatsschriften, «Mémoires de la société linguistique de Paris» u. a.

B. Zur Logik, Erkenntnistheorie und Psychologie.

CHR. SIGWART, Logik, 2 Bde. 4. Aufl. bes. v. H. MAIER. Tübingen 1911.

H. MAIER, Psychologie des emotionalen Denkens. Tübingen 1908.

W. WUNDT, Logik. 3 Bde. Stuttgart, 3. Aufl. 1906.

H. RICKERT, Der Gegenstand der Erkenntnis. Tübingen 1915, 3. Aufl.

P. NATORP, Allgemeine Psychologie, Bd. 1. Tübingen 1912.

A. MESSER, Empfindung und Denken. Leipzig 1908.

E. HUSSERL, Logische Untersuchungen I u. II, 1. Halle 1913.

H. BERGSON, Essay sur les données immédiates de la conscience, 1917, 17. Aufl.

Weiter Artikel aus «Logos» von NATORP, RICKERT, VOSSLER.

Gegenstand und Methode.

Strukturanalyse des Gegenstandes „Sprache“.

Vom Gegenstand selbst war bisher fast noch nicht die Rede; die Begründung der Logik für die Einzelwissenschaft wurde möglichst allgemein gehalten. Jetzt handelt es sich aber darum, Sprachwissenschaft als Wissenschaft von der Sprache als einheitlichen Gegenstand zu begründen. Auf deduktivem Wege ist das nicht möglich. Es gibt nichts oberhalb des Gegenstandes, aus dem er sich ableiten ließe; und daß es überhaupt Sprache gibt, ist einfach hinzunehmende Tatsache. Es wäre niemals einzusehen, wie man noch weiter begründen kann, daß etwas Gegenstand ist: es ist es einfach oder es ist es nicht. Eine andere Frage aber ist die nach der Seinssphäre und Gegebenheitsweise eines Gegenstandes und hier setzt in oberster Instanz die logische Betrachtung ein. Es sei irgendein sprachliches Faktum gegeben, z. B. das Wort homo. Es gehört zur lateinischen Sprache und bedeutet: Mensch. Was besagt das? Ist hier «Sprache» gegeben? Gewiß nicht: nur ein sprachliches Faktum. Und dieses Faktum gehört zu einer bestimmten Sprache, nämlich zum Lateinischen. Diesem Bestimmten kommt das Prädikat zu, eine Sprache zu sein. Erfahrungsgemäß gibt es mehrere bestimmte Sprachen, von denen ausgesagt werden kann, daß sie «Sprache» sind. Das ist aber keine reine Tautologie. Nicht: «die lateinische Sprache ist Sprache», sondern eine Prädzierung, deren Sinn ist, ein gegebenes X als zu einem

Typischen gehörig zu bezeichnen. Sowohl das X wie das Typische sind schlechthin gegeben und unableitbar. Da muß man aber doch ein Kriterium haben, woran dieses genannte X gerade als mit «Sprache» prädzierbar erkannt wird. Aber andererseits bewegen wir uns in einem Kreis reiner Gegebenheiten, denn woher ist uns dieses Prädikat «Sprache» bekannt? War nicht eigentlich doch das X vielleicht neben Y und Z und mehreren das Erstgegebene, aus dem wir das Prädikat erst gewonnen haben? Tatsächlich ist das auch so, nämlich im Verlauf der Analyse, die aber doch wieder das Ganze der betreffenden Momente schon voraussetzt. Man muß also «Sprache» als Abstraktion bezeichnen. Nur darf das nicht zu der Annahme verleiten, daß das Prädikat ein weniger inhaltliches ist als die Subjekte. Das wäre nur der Fall, wenn wir eine einfache Subsumtion vollzogen hätten, wie wenn man sagt: Katze, Hund und Löwe sind Säugetiere. Der Fall ist nicht ganz derselbe. Zwar hat man in beiden Fällen das Recht, von Individual- und Allgemeinbegriff zu reden. Die Übereinstimmung besteht darin, daß die Subsumtion in beiden Fällen Einzellheiten unter einem Allgemeinen schematisch ordnet. Aber der Wert der Subsumtion für die Erkenntnis ist völlig verschieden und das soll hier betont werden. Dazu muß dann die objektive Struktur der betreffenden Gegenstände ins Auge gefaßt werden. Die Objekte X, Y und Z sind Gegebenheiten, denen jedem für sich die Eigenschaft zukommt, zur «Sprache» zu gehören. Wir denken dabei noch an nichts Historisches oder Genealogisches. Jetzt kommen wir aber nicht weiter, wenn nicht das Prädikat selbst näher analysiert wird. In welche Sphäre gehört der Allgemeinbegriff «Sprache»? Das muß sich aus seinem Inhalt ergeben. Wir fangen kritisch an und sagen: Sprache ist etwas, das zum Menschen gehört. Also nichts Selbständiges, nichts aus einer höheren Gattung her Definierbares, sondern etwas Zugehöriges, mit und an einem anderen erst Verstehliches. Auch das sind unableit-

bare Gegebenheiten, obwohl nicht ohne mehr sinnliche Gegebenheiten wie Laute oder Farben. Wir müssen aber die Spezifikation noch weiter fortsetzen. Sprache ist etwas zum Menschen Gehöriges und zwar spezifisch zum Menschen, auf das psycho-physische Subjekt nach beiden Seiten Bezogenes: der Mensch hat Sprache. Da fragen wir weiter: was ist denn die Sprache am Menschen, was ist ihr Sinn, ihre Leistung? Das Material zwingt uns, hier die Form «Leistung» zur Hand zu nehmen, wenn wir die Bestimmung des Gegenstandes fortsetzen wollen. Während zuerst Sprache auf etwas bezogen werden mußte, muß jetzt vom Bezogenen aus unterschieden werden zwischen dem Geleisteten als Zweck und dem Leistenden als Mittel. Das drücken wir so aus: Sprache ist Ausdruck. Hier ist wieder ein neuer Begriff eingeführt, der rein von der Gegebenheitsseite her stammt. Die Bestimmung muß aber noch weiter fortgesetzt werden. Es liegt im Wesen des Ausdrucks, daß zwischen dem Ausdruck als Zeichen einerseits und dem darin oder damit Ausgedrückten andererseits unterschieden wird. Und diese Unterscheidung geht dann parallel mit derjenigen von physischer und psychischer Seite am Organismus. Denn es sind zunächst physische Erscheinungen, die durch physische hervor gebracht werden, denen wir in bestimmten Fällen das Prädikat «Sprache» beilegen, aber immer nur mit Hinsicht auf das, was damit ausgedrückt wird. Wir sagen dann auch richtiger, physische Erscheinungen haben bisweilen den Wert, Psychisches auszudrücken und tragen dann das Prädikat «Sprache». Also: Sprache ist nicht X, Y, Z, sondern diese gehören zur Sprache. Die ganz eigentümliche Form des Urteils: X ist eine Sprache, ist hiermit ans Licht gerückt. Nun weiter. Der menschliche Organismus bedient sich gewisser Organe, die ihrer Leistung nach Sprechorgane heißen, um diese bestimmten physischen Erscheinungen hervor zu bringen. Aber nur den durch diese Leistungsorgane als Ausdruck von etwas Auszudrückendem hervorbrachten

Erscheinungen kommt das Prädikat Sprache zu. Hierdurch werden wir in den Stand gesetzt, Stellung zu nehmen zur Frage, in welcher Wissenschaftssphäre der Gegenstand Sprache (dessen Einheitlichkeit qua Gegenstand immer noch stillschweigend vorausgesetzt) unterzubringen sei. Für die Wahl zwischen Natur- und Kulturwissenschaften haben wir uns in der Einleitung schon vorläufig entschieden. Aber der Gegenstand hat nun einmal dieses Zweiköpfige. Die Analyse zeigt deutlich: es ist zwar der Wesensbestimmung nach Physisches an der Sprache, aber eben darum kann sie nicht unter Kategorien verarbeitet werden, die nur physischen Gegenständen angemessen sind. Und dann: der Gegenstand gehört zum Menschen. Eine biologische Betrachtung wäre also schon zweckmäßiger, wird aber auch nicht genügen. Denn dasjenige, «was ausgedrückt wird», wiewohl es durch den psycho-physischen Organismus zustande kommt und insofern von der Leistungsfähigkeit dieses Organismus abhängig ist, läßt sich doch in seiner Eigenart (wieder eine Gegebenheit) nicht ohne weiteres in das biologische Schema einreihen. «Das, was ausgedrückt wird», stammt vom Bewußtseinsinhalt, in dem kognitive und emotionale Tendenzen in enger Verknüpfung wirksam sind. Diesen mannigfaltigen Inhalt, der, wie später noch auszuführen ist, wieder nicht aus sich selbst, sondern aus ganz eigenartigen Voraussetzungen zu verstehen ist, einfach unter die Biologie unterzubringen, wäre eine Vergewaltigung der Tatsachen. Wo also zunächst die psychische Seite des Menschen als eigentlicher Ausgangspunkt der Sprachenrealität zu betrachten ist, liegt es nahe, die Sprachwissenschaft mit der Psychologie in Fühlung zu bringen. Das ist bei den heutigen Vertretern dieser Wissenschaft auch allgemeine Übung. Nur schade, daß über die Grundfragen der Psychologie noch ebensowenig Licht verbreitet ist wie über die der Sprachwissenschaft selbst. Nur so viel scheint zunächst festzustehen, daß man mit der Auffassung des Psychologischen als eines in sich geschlossenen

Kreises realer Tatsachen nicht auskommt, besonders dort nicht, wo die Kulturercheinungen psychologisch beleuchtet werden sollen. Dafür scheint die Übereinstimmung zu sprechen, die man bei sonst durchaus verschieden gerichteten Denkern über diesen Punkt findet. Wir vergleichen nur folgende Zitate. H. Maier, Psych. d. emot. Denkens, S. 33: «Dringt aber die Psychologie des emotionalen Denkens wie in die psychische so in die historische Funktion dieses volitiven Denkens ein, so öffnet sich ihr zugleich die ganze Welt der Werte, Güter und Ideale. Und ebenso werden ihr die Punkte kenntlich, an denen diese Welt in die Sphäre der Erkenntnis der natürlichen und der geistig-geschichtlichen Wirklichkeit hineinragt.» Natorp, Allg. Psych. I, bes. V, §§ 16, 17 und VI, § 1: «Der Grundgedanke der Korrelativität der Subjekts- und Objektsbeziehung». Bei Natorp wird alles Psychische auf Objektives bezogen, wobei zum Objektiven sowohl die physische als die ideale Welt des Sollens gerechnet werden. Auch H. Rickert, der seine Ansichten über die Grundlagen der Psychologie zwar noch nirgends systematisch veröffentlicht hat, scheint zu der Meinung hinzuneigen, «daß das Psychische wenigstens teilweise zu Werten Stellung nimmt, ja das vielleicht immer tut, während das Physische niemals sich wertend verhält.» (System d. Philos. I, S. 126, 1921.)

Bei näherer Analyse tritt der mehrgliedrige Charakter des Gegenstandes «Sprache» immer schärfer hervor. Ohne die Sprachorgane und die von diesen erzeugten Lautkomplexe ist die Sprache nicht «voll» gegeben und zu deren Untersuchung sind allerdings anatomisch-physiologische und physikalische Erörterungen, wie besonders die neuere Phonetik sie treibt, unerlässlich. Trotzdem ist die Mehrgliedrigkeit des Gegenstandes noch kein Anlaß, die Glieder auf die betreffenden Wissenschaftsgebiete aufzuteilen und das eben darum, weil jedes Glied auf ein anderes als seine Ergänzung hinweist. Dabei liegt die Sache nicht so, daß die Teilgebiete einander willkürlich zugeordnet werden könnten, sondern es

hat sich die Gliederung nach einem Ordnungsprinzip des mehr oder weniger Wesentlichen für die Konstituierung des Gegenstandes zu vollziehen.

Das bisher Ausgeführte war nur der allgemeine Rahmen, den zu bestimmen logisch notwendig ist, um zum Konkreten vordringen zu können. Die logische Strukturanalyse, die man auch Wesensbestimmung nennen kann, ist vom Hinzutreten weiterer Erfahrungsdata prinzipiell unabhängig. Das Erfahrungsmaterial mag sich bis ins Unübersehbare anhäufen, die logische Bestimmung der Grundmomente selbst wird dadurch niemals unübersehbar. Zwar kann die begriffliche Schärfe der Auffassung und Formulierung noch Fortschritte machen. Im allgemeinen aber steht der Apparat der Grundbegriffe ziemlich fest. Und das muß auch so sein, weil diese Grundbegriffe die Voraussetzungen möglicher Erfahrungen sind. Denn überall, wo Erfahrung vorliegt, geht logisch die Anerkennung der Voraussetzungen schon vorher. Die kritische Reflexion hat hier wie überall die Ansätze des unkritischen Bewußtseins weiter zu führen und zur Klarheit zu bringen. Die Eigentümlichkeit des Gegenstandes ergibt sich erst recht, wenn auch auf seine empirische Gegebenheitsweise geachtet wird, denn die obigen allgemeinen Bestimmungen waren zwar in ihrer Bestimmtheit auch «gegeben», aber am Beispiel zeigte sich schon, daß es noch ganz andere Sphären sprachlicher Gegebenheit geben muß. Die Bestimmung der Sprache in ihrer allgemeinsten Form dürfte man wohl Bestimmung ihrer Idee nennen. Nun ist die Idee zwar das, worauf alles empirisch Gegebene als auf sie hinweisend bezogen wird, das aber selbst im Felde der Wirklichkeit nicht realisiert vorgefunden wird. Das ungeheure empirische Material, dem das Prädikat Sprache beigelegt werden kann, gehört, logisch besehen, zusammen in eine einheitliche Sphäre, deren Zentrum man die Idee der Sprache nennen kann, wobei aber dieses Zentrum mehr eine Art oberhalb des Plans liegende Orientierungsstelle ist als

selbst ein wirkliches oder gegebenes. Welcher Seinssphäre («Sein» in allgemeinsten Bedeutung des vom Denkgesetz- oder Anerkanntwerdens genommen) dieses Zentrum angehört, bleibe vorläufig dahingestellt. Es liegt nicht in der Absicht, metaphysische Spekulationen zu treiben. Nur handelt es sich darum, die Voraussetzungen und Anhaltspunkte zu bestimmen, die dem einheitlichen Wirklichkeitsmaterial «Sprache» seine Einheit und Erkennbarkeit erst ermöglichen. Nichts wäre leichter, als von der Idee als einer treibenden Kraft zu sprechen, die in der ganzen Mannigfaltigkeit des tatsächlich realisierten sich betätigt und in unendlichem Fortgang immer neue Gestaltungen hervorbringt. Das würde aber auf einer uneigentlichen und vielleicht sogar durchaus entbehrlichen «Subjektsetzung» beruhen (über welchen Begriff vgl. Kapitel «Entwicklung»). Die Einheit des Gegenstandes muß dann hierin gesucht werden, daß das Material die Beschaffenheit hat, sich mit ein und demselben Prädikat präzisieren zu lassen. Was oberhalb des Materials liegt, sind zunächst reine Denksetzungen. Deren Eigentümliches aber ist, den theoretischen Blick auf den Gegenstand zu ermöglichen und insofern sind sie selbst wieder vom Gegenstand abhängig, weil auf ihn hingeworfen. Man kommt nun einmal in einer Wirklichkeitswissenschaft mit nur Wirklichem nicht aus, ohne darum veranlaßt zu sein, in transzendente Spekulation sich zu verlieren. Das ist eine durch die moderne Erkenntnistheorie gesicherte Einsicht, welche für das Teilgebiet «Sprache» zu verwerten und auf ihre Richtigkeit zu erproben die Absicht vorliegender Untersuchungen ist. Es ist also dieses allgemeine Prädikat, diese Idee nicht «gegeben». Sie wird dem Material hinzugedacht, als zu ihm gehörend, von ihm geltend in ganz eigenartiger, logisch notwendiger Weise. Um zum wirklich Gegebenen vorzudringen zu können, müssen wir also in niedrigere Schichten hinabsteigen. Das wird aber augenscheinlich auch nur stufenweise möglich sein. Denn die Struktur des Gegenstandes ist

eine mehrfach gegliederte, von der Idee als höchstem Gipfel bis tief in das sinnliche Urmaterial hinabreichende. Erst nach vollzogener Analyse wird diese Gliederung übersichtlich sein. Ausgehend vom Beispiel «homo» usw. hatten wir schon festgestellt, daß es verschiedene bestimmte Sprachen gibt, Kollektivgebilde, die für sich einheitlich sind und kategorial präzisierbar mit «Sprache». Wie steht es nun mit der Beziehung auf den Menschen, die für die Bestimmung der Idee notwendig war? Die Differenzierung des ursprünglich einheitlichen Gegenstandes geht parallel mit einer Verteilung der Menschen in Gruppen. Auch von dieser Seite sind wir jetzt auf einen anderen Plan gekommen. Denn das «Zum Menschen Gehörige» in der Bestimmung der Idee war ebenso ideal gemeint, wie die Idee der Sprache selbst. Und der «Mensch», der «Sprache hat», als Idee ist auch nicht «wirklich». Empirisch sind nur Menschen da, wie Sprachen da sind. Der Einheitlichkeit der Sprachen muß dann auch eine Art Einheitlichkeit auf Seite der Sprechenden entsprechen. Dazu ist der Gegenstand, «eine bestimmte Sprache», noch näher zu analysieren. Sonst bleibt der Einheitlichkeitsbegriff ein vieldeutiger. Und hier tut sich ein ähnliches Verhältnis auf, wie bei der Beziehung der obersten Schicht zu den differenziert gegebenen Sprachen.

Der Begriff der Einzelsprache, seine Bestimmung in Raum und Zeit.

Die Idee als oberste Schicht ist überzeiträumlich, von Zeit- und Raumbestimmungen unberührt, die Einzelsprachen aber sind in Zeit und Raum begrenzt, d. h. sie sind in Zeit und Raum da und trotzdem nicht selber zeiträumlich. Das Raum- und Zeit-Moment tritt hinzu, aber nicht als Wesens-, sondern als näheres Bestimmungsmoment, wie auch z. B. alles Individuell-Psychische in Zeit und Raum ist. Daß das Psychische zwar im Raum, aber nicht räumlich ist, dürfte

eher einleuchten als seine Nicht-Zeitlichkeit, deren Sinn noch näher zu bestimmen ist. Volleends kann man von der Beziehung auf Räumliches für das Psychische besser abstrahieren als von derjenigen auf Zeitliches. Das bedarf aber auch für die Sprache näherer Präzisierung. Daß mehrere Individuen «eine Sprache» reden, ist nur möglich auf Grund räumlichen Zusammenseins und zeitlicher Kontinuität. Aber auch hier sind die Formen Raum und Zeit für den Gegenstand unwesentlich, nicht konstitutiv. Nicht als ob sich nicht mittels spezifisch räumlicher und zeitlicher Verhältnisse für gewisse Spracherscheinungen Erklärungen abgewinnen ließen, sondern das eigentlich Einheitgebende am Gegenstand wird davon nicht berührt. Es betrifft nur die Erscheinungen, soweit sie eben in Zeit und Raum sind. Ist dann aber eine Sprache noch etwas mehr als diese Erscheinungen? Gewiß, ja. Zwar nur durch Erscheinungen ist sie «gegeben», aber durch sie sind diese Erscheinungen eben Erscheinungen einer bestimmten Sprache. Wir beschränken uns vorläufig darauf, den Begriff des Gegenstandes: Einzelsprache wegen seiner Unentbehrlichkeit für die Erkenntniszwecke festzuhalten, ohne zu untersuchen, ob und inwieweit irgendein Objektiv-Reales dem Begriff entspricht. Das wird erst möglich sein, nachdem die sprachlichen Gegebenheiten von der obersten bis zur untersten Schicht zergliedert sind. Da jedenfalls Etwas an der Einzelsprache in Zeit und Raum «ist», ist die Frage berechtigt: Inwieweit kann von einer Bestimmung der Grenzen die Rede sein? Hierin liegt eine Schwierigkeit für unser Denken: die Grenzen sind eben nicht bestimmt, sondern fließend. Die moderne Sprachwissenschaft hat das immer und immer wieder betont, besonders da, wo dadurch scheinbar die Lösung eines Problems herbeigeführt wird. Nehmen wir wieder die lateinische Sprache als Beispiel. Zeitlich hat sie einen für uns nur insoweit bestimmten Anfang, als überlieferte Urkunden da sind. Man spricht aber auch von der Auflösung dieser Sprache, die sich dann

im Italienischen und mittelbar in den romanischen Sprachen fortgesetzt hat. Nun ist gewiß der Übergang kontinuierlich, aber es geht nicht an, bestimmten sprachlichen Tatsachen sowohl lateinische wie italienische Sprachzugehörigkeit beizumessen. Das wäre nur erlaubt, falls die Begriffe «lateinisch» und «italienisch» mehr oder weniger willkürliche, von Zufälligkeiten abhängige Hilfsbenennungen wären, die man ebensogut miteinander verwechseln oder durch einen Begriff ersetzen könnte. Das letztere ist aber nicht möglich, denn diese Begriffe enthalten mehr als bloße Benennungen. Das wird zwar bisweilen von der Kritik geleugnet, aber nur zum Schaden für die Wissenschaft. Denn gibt man die Einheitlichkeit und qualitative Abgeschlossenheit der zeitlich-kontinuierlich aufeinander folgenden Sprachen preis, so bleibt das Material, das von diesen Prädikaten betroffen wurde, übrig als ein sozusagen heimatloses, als ein nur fließender Prozeß unbestimmbarer Qualität. Darum ist die Auffassung, als ob nur bequemlichkeitshalber solche Begriffe oder vielmehr Benennungen eingeführt werden, entschieden abzuweisen. Eine wirkliche kritische Analyse, die den vollen Inhalt der in einer Wissenschaft notwendigen und geltenden Begriffe untersuchen will, kann wohl kaum die Überflüssigkeit oder völlige Subjektivität des Untersuchten zum Ergebnis haben; geht doch eine kritische Untersuchung immer nur darauf aus, den tatsächlichen Erkenntnisformen in ihrer Positivität die nötige logische Festigung zu geben. Daß die Grenzen für unser Erkennen fließend sind, ist gewiß wahr, aber doch nur insofern, als es eben fließende Grenzen sind. Der Schein, als ob eine Zweifelt einfach-hinzunehmender Bestimmtheiten sich durch die Betonung des fließenden Charakters ihrer Unterscheidung aus der Welt schaffen ließe, wofür dann die Einsicht der Kontinuität an die Stelle zu treten hätte, muß auf Täuschung beruhen. Diese Einsicht ist erst dann ein wahrer Fortschritt, wenn zugleich die Begrenzung und inhaltliche Differenzierung innerhalb des

kontinuierlichen Prozesses festgehalten werden. Denn Kontinuierliches bedeutet in diesem Falle doch bestimmt Gerichtetes und es ist eben die Richtungsbestimmtheit jedes Kontinuierlichen, seine inhaltliche Erfüllung, wodurch die Auflösung des Diskreten in unserem Falle nicht das leisten kann, was man wünschen möchte. Auch hier kann also die Analyse nur eine deskriptive sein, d. h. eine solche, die die Struktur ihres Objekts in allen ihren Momenten klarlegt. Wer von vornherein den Sprachprozeß nur an die Zeitform, d. h. durch die Form der Kontinuirlichkeit orientiert, verschließt sich damit den Weg zur inhaltlichen Bestimmung. Was aber andererseits darauf hinweist, daß der Gegenstand «Einzelsprache» in seiner konstitutiven Einheitlichkeit, wiewohl im Zeitverlauf «gegeben», prinzipiell über die Zeit hinausweist. Es liegt in dem Begriff der Einzelsprache ein nicht-zeitliches, inhaltliches Moment, das erst die Beziehungen des in-der-Zeit-ablaufenden Prozesses oder vielmehr der Gesamtheit der Einzelprozesse auf ein Zentrum möglich macht. Dieses Zentrum liegt dann wieder selbst in der Sphäre des Hinzugedachten, oberhalb des Zeitlich-Wirklichen. Jede Einzelsprache, die logisch diesen Namen verdient, enthält ein Moment des Typischen, das nur ihr eigen ist. Man spricht vom Typus der lateinischen, italienischen usw. Sprache und das muß einen logischen Sinn haben. Vielleicht könnten wir auch von typischem Kollektivbegriff sprechen. Die Schwierigkeit, feste Grenzen in Zeit und Raum zu bestimmen, erklärt sich nun hieraus, daß man dabei den Versuch macht, den oberhalb des Zeit-räumlichen liegenden Begriff des Typischen — der übrigens nicht etwas Unbegründetes, sondern etwas vom realen Material Geltendes, ihm als Prädikat Zukommendes ist — innerhalb der zeit-räumlichen Sphäre verwirklicht zu finden, was eben wegen der Verschiedenheit der Sphären ausgeschlossen ist. Stellen wir den Blick ein auf das, was das Material zum einheitlichen typischen Gegenstand macht, dann wird die zeit-räumliche Gegebenheitsform

zu etwas Unwesentlichem. Macht man aber die Orientierung in der Zeitform zum Ausgangspunkt, so ist nur ein fließender, unbestimmbarer Inhalt gegeben und für die Zusammenfassung unter den Begriff des Typischen ist kein Raum, weil dazu eine andere Dimension der Betrachtung erforderlich ist. Für die räumliche Orientierung liegt die Sache ebenso. Wenn irgendwo, so tritt besonders beim Problem der Grenzen in Raum und Zeit für die Einzelsprache der Unterschied der Betrachtungsweisen ans Licht. Für die Sprache als Typus, als System, wie wir später sehen werden, macht es nichts aus, wie sie zeit-räumlich lokalisiert werden kann. Zwar hat jede Sprache ihre feste Bestimmtheit in der einen Zeit und dem einen Raum, das ist aber nicht eine Bestimmungsform, die sich gründet auf das Recht, bestimmte Erscheinungsgruppen als Sprache zu benennen. Nur Bestimmungen, die auf dieses Recht sich berufen können, sind wesentliche.

Bestimmungen durch die sprechenden Individuen und durch den Zusammenhang der sprachlichen Erscheinungen.

Die Gliederung ist indessen noch nicht zu Ende geführt. Nach zwei Seiten hin ist zunächst noch zu differenzieren. Der objektiv-einheitliche Gegenstand: Einzelsprache erscheint als Zusammenhang niederer Einheiten und die Gruppe, die «sie» spricht, als Zusammenhang individueller Einheiten, nämlich der Sprechenden. Es wurde schon in der obersten Schicht unterschieden zwischen Ausdruck und dem, was ausgedrückt wird; ohne Berücksichtigung der Eigenart des Bewußtseinslebens ist es nicht möglich, die Differenzierung des Gegenstandes weiter zu führen. Der undifferenzierte Gegenstand «Sprache» ist nicht «gegeben», es wird nur auf ihn hingedeutet. Er ist theoretisch unfäßbarer, wiewohl grundlegender Grenzbegriff. Sein Inhalt ist unbestimmt, nur steht fest, daß er zu seinen Erscheinungen gehört, als

notwendige Voraussetzung hinzugedacht wird. Nun findet der Bewußtseinsausdruck statt in relativ geschlossenen Einheiten, die selbst wieder in untergeordnete Einheiten gegliedert sind. Diese gestalten sich als theoretischer Gegenstand zum System, wie es die Grammatik anstrebt. System ist etwas anderes als das wirklich Gesprochene, es ist das Geltungsartige am Wirklichen (davon handelt das nächste Kapitel). Die Gegebenheit der Einzelsprache reduziert sich dadurch auf das ausdrückende Bewußtsein, das immer nur individuell da ist. Nun ist eigentlich empirisch ein Einzelbewußtsein für sich auch nicht gegeben, sondern immer nur ein mit anderen Einzelbewußtseins sich wechselseitig berührendes, in Relation stehendes. Das berechtigt aber nicht dazu, die Relation an die Stelle der Relationsglieder zu setzen, denn jedes Einzelbewußtsein hat doch schließlich eine konkrete Grundlage, die nur es selbst ist und Relation und Wechselwirkung mit anderen Bewußtseins erst möglich macht. Löste sich der Inhalt des Einzelbewußtseins in Wechselbeziehung auf, so müßten alle Einzelbewußtseins zusammenfallen. Damit wäre aber die Beziehung an die Stelle des Bezogenen getreten und würde eine Relation ohne Relata entstehen. Die Differenzierung kann jetzt nur noch einen Schritt weiter gehen. An demselben Individualbewußtsein lassen sich «seine» Prozesse, auch die Sprachprozesse, von «ihm» unterscheiden. Es gehört zur Eigenart des Individualbewußtseins, daß niemals «dasselbe» sich darin zurückfindet, obwohl dieser ganze heterogene Inhalt demselben Individualbewußtsein angehört. Immer ist das Bewußtsein in Zeit, Raum und Inhalt in einer anderen Lage, obwohl es ein und dasselbe Bewußtsein ist. An diese nie ruhende Variation ist auch die Sprachäußerung gebunden oder genauer gesagt: die sprachliche Seite vom Bewußtseinsinhalt, denn das Bewußtsein hat vieles Sprachliche, das nicht geäußert oder gehört wird. Dadurch wird es zunächst zweifelhaft, wie die Ausdruckstätigkeit ihren Zweck erfüllen kann, da es dazu doch erforderlich ist, daß viele Einzelnen eine

selbe Sprache reden. Ohne Zweifel sind hier Rickerts Bezeichnungen des ursprünglichen ungeformten Materials der Erkenntnis als eines heterogenen Kontinuums und unübersehbaren Mannigfaltigen am Platze. Wir sind hiermit an der letzten Gegebenheit angelangt, die aber Konstruktion ist! Denn ein Zusammengehöriges, dessen Inhalt nichts Identisches aufweist, kann nicht in gewöhnlichem Sinne «gegeben» sein. Das Ur-Gegebene läßt sich nur durch theoretisches Verhalten herausfinden. «Gegeben» bedeutet dann auch in diesem Zusammenhange so viel wie: denkfremd, unberührt von der theoretischen Form und nicht: psychisch bewußt gegeben. Das Urmaterial ist nicht gegeben, sondern als Grenze zu denken. Es wäre eben unmöglich für unser Erkennen, mit einem völlig unbestimmten, ruhelos fließenden Objekt zu operieren. Außer dem positiven Prädikat des Urmaterials können wir diese Schicht ihrem Wesen gemäß nur negativ bestimmen. Jede weitere positive Präzisierung ist dadurch ausgeschlossen, weil dieser Gegenstand auf der Grenze zwischen ausgeschlossenen und theoretischem Nichts liegt. Die theoretisch Erfassbarem und theoretischem Nichts liegt. Die naive, unkritische Erkenntnis geht aus von festbestimmten Einheiten und Differenzen im Sprachmaterial und erst die kritische Besinnung kommt hinterher zu der Entdeckung des Hinzugedachtseins der Form, wodurch vieles scheinbar Feststehende und als identisch Betrachtete nur annähernd der eigentlichen, d. h. vom Denken unberührten Wirklichkeit entspricht. Besonders auf physiologisch lautlicher Seite hat diese Art der Kritik wegen der nahen Verwandtschaft mit dem rein Physischen ein dankbares Gebiet. Die ursprüngliche Sprachkenntnis geht aus von Worten, die eine feste Bedeutung haben und jeweils gebraucht werden, wenn das sprechende Individuum ihre Bedeutung zum Ausdruck bringen will. Nun steht es ja auf Seite des Psychischen fest, daß tatsächlich das Bewußtsein mehrmals in seinem zeitlichen Verlauf denselben identischen Gegenstand und seine Bedeutung «meint». Es ist sogar ein Wesensmerkmal des Bewußt-

seinslebens, insofern von seinem Verlauf in der Zeit weder bestimmt noch beherrscht zu sein. Wo aber «dasselbe», überhalb des Zeitverlaufs hinausliegende, mehrmals gemeint wird, wird das auch mit «demselben» Ausdruck ausgedrückt und für das subjektive Bewußtsein findet dann auch immer «derselbe» Ausdruck Verwendung. Hier setzt aber die Kritik von physikalisch-physiologischer Seite ein, denn die Laut-einheit, die wiederholt realisiert wird, wird zwar als dieselbe gemeint, sie kann aber unmöglich völlig gleich wiederholt werden. Denn in der physischen Wirklichkeitssphäre gibt es nur ähnliches, annähernd Gleiches. Es muß also dem subjektiven Bewußtsein etwas entgehen, was für objektive, exakte Feststellung Tatsache ist. Und dieses «Entgehen» ist wesensnotwendig im selben Sinne, wie dem voll tätigen Bewußtsein sein eigenes Abfließen in der Zeit entgeht. Das hat Bergson durch den Unterschied zwischen objektiver und subjektiver Zeit, zwischen «temps» und «durée» ausgedrückt (vgl. Bergson: Essai sur les Données usw.). Es hat aber auch die exakte Objektivierung ein Recht in der Sprachwissenschaft und besonders für die Entwicklung (vgl. das betr. Kapitel) bedeutet diese Betrachtungsweise eine wichtige Erweiterung des Gesichtskreises, weil sie objektive Gegebenheiten liefert, die dem subjektiven Sprachbewußtsein prinzipiell unzugänglich sind. Andererseits kann aber der ursprüngliche Begriff der Identität, der in dem gegebenen Wirklichen sich als unzureichend begründet erwies, nicht ganz preisgegeben werden. Denn der Begriff der Ähnlichkeit, der innerhalb des Physischen sein Recht hat, ist nur auf Grund des Gedankens einer Übereinstimmung in gewissen Hinsichten faßbar und ist also am Begriff der Identität orientiert. Daraus, daß das als identisch Gemeinte mit nur annähernd identischem Ausdruck ausdrückbar ist, ist eine völlig unbestimmte Verschiedenheit des als dasselbe Gemeinten anzunehmen, was zur völligen Loslösung des Gebiets der Ausdrücke von dem des dahinterliegenden Psy-

chischen und damit zur Aufhebung der Sprachwissenschaft selber führt, die immer nur Ausdruck und Ausgedrücktes in ihrer Wechselbeziehung zusammen untersuchen kann. Auch hieraus wird ersichtlich, wie eine Lehre der lautlichen Seite der Sprache, ein System der lautlichen Einheiten, niemals für sich — das wäre ein rein naturwissenschaftliches Ideal —, sondern nur im Hinblick auf den psychischen Hintergrund behandelt werden kann. Fragt man sich, ob die Heterogenität schließlich nicht auch den psychischen Inhalt trifft, so daß auch da jeder Teilinhalt, sogar der sich wiederholende, immer nur ein annähernd gleicher wäre, so mag auch das richtig sein, nur liegt dann doch die Sache insoweit anders, als zwei in dieser Weise verschiedene, wiewohl Ähnlichkeit aufweisende Inhalte nur durch identisch Gemeintes als ihre Norm faßbar sind und übereinstimmen. Es ist das «Meinen eines Identischen», das als Wesensmerkmal des Bewußtseinslebens aufgestellt wurde, mehr eine ideale normative Forderung, als daß es tatsächlich vorkäme. Die Erfassung der Bewußtseinsrealität ohne Beziehung auf Ideales ist uns eben nicht möglich. Es stellt sich weiter bei der Analyse der Bewußtseinskorrelate der sprachlichen Ausdrücke heraus, daß man auch bei dem Psychisch-Realen nicht als bei einem Letzten haltmachen darf, sondern nur in einem objektiven Gebiet der Bedeutungen (ein Gebiet ganz eigener Struktur, noch oberhalb des Feldes psychischer Wirklichkeit) für das Denken den letzten Halt finden kann. Sowohl die systematische wie die historische Betrachtungsweise, denen spätere Kapitel gewidmet sind, werden Beziehungen zu diesem objektiven Gebiet aufweisen.

Blicken wir auf das Vorhergehende zurück, so hat sich als allgemeines Ergebnis herausgestellt, daß der Gegenstand der Sprachwissenschaft in einer Reihe abgestufter Gegebenheitssphären zu suchen ist, deren Zusammenhang darin besteht, daß jede vom nächst oben Liegenden her erst ihre Einheit und Gegenständlichkeit erhält. Wieviel komplizierter

hier die Grundlagen sich gestalten müssen als in den exakten Wissenschaften, wird besonders daran deutlich, daß jede Gegebenheitssphäre auf eine anders geartete wie auf ihre Ergänzung bezogen werden muß. Namentlich die psychische Seite der Probleme entzieht sich am meisten der begrifflichen Erfassung. Gerade weil das Psychische unser eigenes inneres Leben ist, steht es zu nahe, um in die Entfernung gerückt werden zu können, die nun einmal die Theorie braucht, um überhaupt ihr Objekt «sehen» zu können. Das Betätigungsfeld der empirischen Sprachwissenschaft liegt nicht in den Grenzschichten unserer Konstruktion, also weder in der Idee noch im konkreten Einzelbewußtsein, sondern in der Mitte. Nicht die individuelle Sprechertätigkeit ist ihr Ausgangspunkt, sondern die Behandlung dieser ist eine Aufgabe für sich, die erst von einem höher Liegenden, nämlich vom System aus zu lösen ist. Es kommt zwar vor, daß man durch Induktion auf gegebene Individualsprachen sich einen Begriff bildet vom System einer Sprache. Was in dem Fall aber die Konstruktion zum gültigen System macht, liegt nicht an sich in den individuellen Wirklichkeiten, die als Material benutzt werden. Denn ein Geltungsmoment ist dem Gegenstand der zweiten Schicht wesentlich. Zwar ist nur das individuell Gesprochene real, wirklich, aber dieses Wirkliche kann seinen Sinn nur erfüllen, wenn das individuelle Bewußtsein sich auszudrücken den Zweck hat, und dann kann ein Lautkomplex an sich nicht qua Lautkomplex Bedeutung «haben» (er hat nur Hörbarkeit, Ausdehnung, Zeitlichkeit usw.), sondern die Bedeutung kommt ihm zu, gilt von ihm. [So auch H. Schmitt, Germ.-Rom. Mtsh. IV, 682/83: Über das Wesen sprachlicher Darstellung: «Das phänomenologisch-eigentliche Moment am Worte, hinter welches zurück keine Frage gestellt werden kann, ist die Tatsache, daß in ihm eine Lautung eine Bedeutung erhält... Die Wortbedeutung ist... eine geltende Bezeichnung, und zwar ein unanschaulich Geltendes.» Und weiter S. 684: «Das sprachliche

Geltungsbewußtsein enthält eine innere Stellungnahme.» Leider sind bei Schmitt diese Begriffe des Geltenden und der inneren Stellungnahme nicht weiter ausgeführt, wenigstens nicht ihrer Wichtigkeit entsprechend.] — So liegen die Dinge, wenn wir uns auf den Standpunkt des Hörenden stellen, im Gegensatz zum Sprechenden. Der Sprechende ordnet eben umgekehrt den ihm vorschwebenden Bedeutungen die dazu gehörige Lautform zu. Aus begreiflichen Motiven ist die Sprachwissenschaft einseitig am Standpunkt des Hörenden orientiert. Handelt es sich doch ursprünglich praktisch nur darum, fremde Sprachen zu verstehen, wobei man methodisch von den gegebenen Lautkomplexen her zur Bedeutungsfeststellung vordringt. Der Schein, als ob dann den lautlichen Data bestimmte Bedeutungen als eine Art Eigenschaften, die mit ihrem lautlichen Wesen zusammenhängen, zukommen, wird dadurch nahe gelegt. Aber schon die Tatsache, daß die Bedeutung eines Lautkomplexes einfach davon abhängt, zu welcher Sprache dieser gehört, widerspricht jener Auffassung. Es ist in der Mehrzahl der Fälle die Beziehung von Laut und Bedeutung eine einfach hin- und zurückgehende, zum gegebenen Material der betreffenden Sprache gehörende. Bekanntlich haben ja «dieselben» Lautkomplexe in verschiedenen Sprachen sehr abweichende Bedeutung.

Das normative Moment in dem Laut-Bedeutungsverhältnis.

Die Frage nach einem normativen Moment in der Sprache schließt sich hierbei an. Ohne Heranziehung der Geltungskategorie erscheint das Problem des Verhältnisses von Laut und Bedeutung unlösbar. Auf subjektiver Seite hat man die Tatsache des Sprachgefühls, das als eine Art Gewissen über den Wert sprachlicher Ausdrucksweisen entscheidet. Das setzt gewisse Normen voraus, die das sprechende Individualbewußtsein befolgen soll. Nun kann Kritik nur geübt

werden an Realisiertem, zur Wirklichkeit Gewordenem. Aber es handelt sich in der Sprache nicht nur um Wirkliches, sondern auch um Künftiges, zu Realisierendes, und da hat besonders der normative Gesichtspunkt seine Stelle. Bei jedem neuen Sprechakt verhält sich das Individuum stellungnehmend zu Bedeutungsausdrücken, die «gelten», sonst wäre Verständigung unmöglich. Damit der andere verstehen kann, sollen wir so und so sprechen: nur was mit «geltenden» Ausdrücken ausdrückbar ist, ist überhaupt ausdrückbar. Die Frage ist berechtigt: Woher stammt aber die Geltung bestimmter Geltungsformen, da doch sonst die Sprache sichtbar, obwohl nicht subjektiv merkbar, sich ändert, anders als aus dem Usus, dem Sprachgebrauch (der Terminus ist bekanntlich von H. Paul in dieser Bedeutung verwendet worden)? — So viel steht jedenfalls fest, daß dem sprechenden Bewußtsein nicht in der Weise eine Übersicht über bisher Gebrautes und darum vielleicht Geltendes vorliegen kann, wie dem theoretischen Sprachforscher. Wird doch der Gegenstand, der historisches Material übersichtlich umfaßt, für und durch den theoretischen Blick erst geschaffen und einheitlich gestaltet. Die Art und Weise, wie die theoretische historisch-deskriptive Grammatik ihr Material überblickt, liegt dem ursprünglichen, subjektiven Sprachbewußtsein völlig fern. Schon insoweit wird man nicht umhin können, die Erkenntnis des sprachlich Realisierten als eine Abstraktion zu bezeichnen, wenn nur der Terminus nicht irre führt. Aber es muß doch das sprechende Bewußtsein irgendwie ein Geltungssystem besitzen, wodurch es in den Stand gesetzt wird, sich sinnvoll auszudrücken und sinnvoll zu verstehen. Versucht man den Sinn solcher Urteile zu deuten, wie: «daß einer seine Sprache gut kennt, korrekt spricht» usw., so wird darin auf ein Objektives hingewiesen, zu dem ein Subjekt Stellung nimmt. Erklärt man das für eine bequeme Sprechweise, die nicht den realen Sachverhalt trifft, so ist demgegenüber zu bemerken, daß ohne eine solche

Betrachtung es uns überhaupt unmöglich ist, das individuelle sprechende Bewußtsein und seine Sprache zu verstehen. Nur dadurch, daß etwas Überindividuelles oder vielmehr ein Hinweis darauf an demjenigen «ist», was jemand wirklich sagt, wird das Gesagte erst zur Sprache. Sieht man von der Beziehung auf ein Objektives ganz ab und meint das individuelle Sprachwirkliche in seiner vollen Konkretheit, in seinem «an sich» fassen zu können, so empfindet man die tatsächliche Unmöglichkeit, ohne an irgendeinem Objektiven anzuknüpfen, ein Urteil, das die zu erfassende Realität betrifft, auch nur aufzustellen oder zu formulieren. Es muß also daran festgehalten werden, daß das sprechende Bewußtsein sich richtet nach einem normativen System, das sich unmöglich identifizieren läßt mit der Totalität des vorher in der zugehörigen Sprachgruppe Verwirklichten. Steht das einmal fest, so wird auch klar sein, daß für jedes beliebige Individuum in jedem beliebigen Fall irgendein Systematisches «gilt» und kann jetzt die Frage nach dem Zusammenhang eines solchen Systems mit dem in keiner Weise wegzudisputierenden zeitlich-wirklichen Sprachprozeß ins Auge gefaßt werden. Es muß zugegeben werden, daß hier Wert und Wirklichkeit vielfach unlösbar miteinander verknüpft erscheinen. Die Kritik gegen die Einführung eines normativen Moments für die Sprachbetrachtung pflegt gelegentlich damit einzusetzen, daß das zuerst Verworfenen und Ungültigen doch schließlich den Sieg davon trägt und dann später sogar normativ wird. Damit wäre dann die Unmöglichkeit normativer Betrachtung dargetan. Ein Hinweis auf die Sphären des Rechts und der Sitte, wo ebenso die Inhalte historischen Wandlungen unterworfen sind, ohne daß darum die Idee der Geltung von Recht und Sitte irgendwie angetastet wird, scheint schon von objektiver Seite den Einwand zu entkräften. Und weiter kann man nicht umhin, für das subjektive Sprachbewußtsein auch Sprachwertung anzunehmen. Sonst wäre der Tatsache des reagierenden Sprachgefühls keine Rechnung ge-

tragen. Auch wenn diese sich zunächst nur richten kann auf real Gesprochenes, also auf schon Realisiertes, ist nicht einzusehen, warum sie ganz ohne Erfolg bleiben sollte; gehört sie doch ohne Zweifel ebensogut zur Realität des sprachlichen Bewußtseins als irgendein anderes Moment. Ja, man kann sogar so weit gehen, zu behaupten, daß das empirisch Gegebene an der Sprache als in der Zeit Geäußertes und von unserem Denken zum Gegenstand Gemachtes, nur eine weiter abliegende Seite der sprachlichen Wirklichkeit darstellt, weil das reale sprechende Bewußtsein ohne ein gewisses normativ bestimmtes Spannungsmoment, das im geäußerten, hinterher objektivierten Material nicht mehr vorliegt, nicht hinreichend charakterisiert werden kann. Es steht demnach nichts im Wege, die Sprachwissenschaft eine empirische Wirklichkeitswissenschaft zu nennen, aber nur unter der Bedingung, daß dann auch das ganze mit der Sprache verknüpfte Bewußtsein in die phänomenologische Betrachtung hineinbezogen wird und nicht zugunsten einer leicht objektivierbaren Realitätsschicht in unkritischer Weise tiefer liegende Schichten einfach von dem theoretischen Blickfeld ausgeschlossen werden. Wie wenig das eigentliche schöpferische Sprechen (wozu sich natürlich auch die schriftstellerische Tätigkeit als eine wesentlich gleiche, nur äußerlich verschiedene Betätigung des Sprechens gesellt) von allem vorher Realisierten unabhängig ist, ist am besten zu ersehen am Beispiel der künstlerischen Sprachschöpfer, von denen man sagt, daß sie mit Meisterschaft «die Sprache» handhabten. Hier wieder dieser Bezug auf Objektives, wiewohl nicht vorher Realisiertes. Denn den großen Sprachmeistern ist es erlaubt, zwar auf Grundlage eines Materials, aber doch in freier Betätigung zu schaffen, nur gehorchend einem Gesetz der Schönheit, der Gelungenheit des Ausdrucks usw., also einem durchaus Objektiven, dessen Realisierung dann, wie man sagt, die Sprache zu ihrer höchsten Vollendung, zur Entwicklung ihres ganzen veranlagten Reichtums führt. Es ist also die schöpferische

Tätigkeit auf das Objekt: Sprache gerichtet, aber nur so, daß am Objekt seine Potenzen entwickelt werden. Auch damit, daß man die Wertschätzung auf das Persönliche zurückführt, kommt man nicht aus. Denn die Persönlichkeit wird doch erst an ihrer Tätigkeit an einem Objektiven, die von wertenden Individuen als eine wertvolle erkannt wird, selbst zu einem Wertvollen. Es bleibt also die Wertung objektiv, allerdings nicht im Sinne der Objektivität des Seins, sondern der des Sollens. Indessen muß auch die andere Seite berücksichtigt werden. Die psychischen Gegebenheiten sind auch nicht etwas Stillstehendes, sondern sie sind entwicklungsfähig und darin besteht die Kompliziertheit der Situation, daß die Entwicklungen des Ausdrucks und des psychischen Hintergrundes nicht für sich isolierte, einander parallel gehende Linien aufweisen, sondern durchaus miteinander verbunden sind und sich gegenseitig beeinflussen. Sogar die Möglichkeit der Spracherkenntnis ist von dieser Doppelseitigkeit abhängig.

Zweierlei Verhalten des Subjekts der Sprache gegenüber.

Das spezifisch-menschliche Moment in der Sprache setzt uns in den Stand, sie zu verstehen und urteilsmäßig den Sprachstoff zu verarbeiten. Dadurch ergibt sich, daß wir in zweierlei Relation zu unserem Gegenstand stehen können. Die erstere ist die des Sprachkönnens, zunächst des Könnens einer oder auch mehrerer Sprachen, das uns infolge der wesentlichen Zugehörigkeit der Sprache zum Menschen eigen ist. Dieses Können ist zu umschreiben als das Vermögen, ein bestimmtes System oder auch mehrere für Ausdruckszwecke zu verwerten und als verwertet aufzufassen. Bei der Ausübung dieses Könnens ist zunächst das Bewußtsein auf den Inhalt, auf die auszudrückenden Bedeutungszusammenhänge gerichtet. Man kann aber eine Wen-

dung vornehmen, die mit der Unterscheidung zwischen Ausdruck und Ausgedrücktem anhebt, und kommt dadurch zu einem zweiten Verhalten, nämlich der Sprachtheorie oder Sprachwissenschaft. Da dieses Verhalten aber selbst wieder auszudrückende, objektiv-darzustellende Urteile zum Ziele hat, werden wir genötigt, zum Können zurückzugreifen, wenn wir das Kennen festlegen wollen. Damit stellt sich das Sprachkönnen, das Sprache-Haben, heraus als unser Urverhältnis zum Gegenstand. Sowohl dieses Verhalten wie die Struktur des Gegenstandes selbst bedingen nicht nur die Möglichkeit der Sprachwissenschaft, sondern auch ihre Grenzen. Das sprachtheoretische Urteil ist ein von anderen theoretischen Urteilen darin unterschiedenes, daß in ihm Form und Inhalt des Subjekts zusammenzufallen scheinen; da jedes Urteil in Sprache ausgedrückt, aber auch nur ausgedrückt wird, so ist scheinbar der Gegenstand selbst Voraussetzung zu seiner eigenen theoretischen Erfassung, aber doch nur scheinbar. Denn der Sinn eines theoretischen Urteils ist nicht selber sprachlich, er ist in jeder Sprache derselbe, also übersprachlich. Dasjenige, was gesagt wird, sagt nur aus von einem «Etwas», dessen «Ausdruck» es ist. Es leuchtet ein, daß von einer Identitätssetzung in solchen Urteilen nicht eigentlich die Rede sein kann. Nur von Bedeutungserklärung, die sich aber nur geben läßt mittels Ausdrücken, die, für sich betrachtet, ebenso erklärungsbedürftig sind. Denn kein Ausdruck trägt seine Bedeutung einfach als Eigenschaft in sich: jeder hat einen Bedeutungswert, der ihm empirisch zukommt. Hier tut sich also eine Art Wechselbeziehung der sprachtheoretischen Urteile, die Ausdruck und zugehörige Bedeutung feststellen sollen, vor. Eine absolute Orientierung an den Bedeutungen in ihrer Reinheit, d. h. von jedem Ausdrucksmoment abgelösten Wesenheit, läßt sich niemals geben. Jede theoretische Objektivierung ist selbst ebenso wie Bedeutung ein oberhalb alles Sprachlichen Gelegenes, als Wesenheit von seinem Ausdruck zu Unterscheidendes, und das ist

sein «Sinn»; aber unser objektivierendes Urteilen bewegt sich in der Sprache und kommt darüber nicht hinaus. Dadurch kann nun der Schein entstehen, als ob jeweils nur ein X durch ein Y erklärt oder damit prädiert würde und ein sinnloser Zirkel wäre das Bild der angeblichen Sprachwissenschaft. Das ist aber doch nicht der Fall, denn Bedeutungen sind Objektivitäten höherer Ordnung als die lautlichen Data und übrigens wird im Urteil: «a bedeutet b» nur scheinbar b einfach an die Stelle des a gesetzt. Denn der Sinn des Urteils ist: das lautliche Datum a hat die Bedeutung b, wobei allerdings die Bedeutung als etwas Bekanntes vorausgesetzt wird. Und das trifft auch bei komplexeren sprachlichen Gegebenheiten zu. Nur so viel ist klar: ohne die Bedeutungssphäre kommt man nicht aus. Sprachverständnis setzt Bedeutungsverständnis voraus. Das Reich der Bedeutungen aber ist unableitbar. Zwar können bestimmte Bedeutungseinheiten durch andere, mehr wesentliche erläutert werden, aber auch das nur auf Grund eines vorhandenen Bedeutungsverständnisses, das sich nicht aus Elementen zusammensetzen läßt, sondern wenn einmal da, zugleich das Ganze aller denkbaren Bedeutungen seinem Wesen nach umspannt. Auch hier zeigt sich die fundamental andersartige Natur unseres Gegenstandes im Vergleich mit naturwissenschaftlichen Objekten. Denn wäre eine Sprache nur ein geschlossenes Ganzes zusammengehöriger empirischer Lautgegebenheiten, so wäre eine rein beschreibend klassifizierende Methode am Platze. Beschränkt man tatsächlich das sprachliche Material auf das lautliche, so ließe sich eine Systematik davon immerhin machen. Die Frage wäre nur, nach welchen Gesichtspunkten man den Stoff ordnen sollte. Das wäre dann ersichtlich ganz willkürlich: alle nur vorfindbaren Übereinstimmungen, Verschiedenheiten, Stufenreihen und Klassifikationen hätten völlig gleiches Recht. Die Ordnung wäre in dem Fall nicht nach inneren Prinzipien, sondern nach Leitsätzen der Bequemlichkeit und Übersichtlichkeit vorzunehmen. Im Gegensatz zur konstitu-

tiven Wesensordnung könnte man dann von einer nur reflexiven sprechen. Der Versuch, eine empirische Verarbeitung des Sprachmaterials auf physischen Data aufzubauen, erweist sich hiermit als undurchführbar. In den höheren Gebilden der Sprachsystematik und abschließend im Begriff des Typus der Einzelsprache erfassen wir vom Gegenstand etwas Wesentlicheres als in den an der Peripherie liegenden und gerade dadurch am bequemsten greifbaren Einzelgebilden.

Die oberste Schicht, die für die unteren ideale Voraussetzung ist, ist eben deshalb am wenigsten «gegeben» im empirischen Sinn, d. h. sie bietet für methodische Verarbeitung am wenigsten, weil sie ein Minimum an gegliedertem Material aufweist. Aber als Voraussetzung für das Ganze betrachtet, kann man sie auch das primär Gegebene nennen und eine allgemeine Psychologie (darunter wäre weniger eine historisch-genetische Psychologie zu verstehen als eine systematische, an der Idee des Menschen orientierte), die dem Kapitel: Sprache als Wesenseigenschaft des Menschen auch ihre Aufmerksamkeit zu schenken hat, wird ihr Material nur unter der regulativen Bedeutung der Idee verarbeiten können. Nur im Zusammenhang mit dieser schlechthin denknötwendigen, statischen Idee des Menschen und der ihm als Wesenseigenschaft zugehörigen Sprache sind Einzelsprachen als reale Gegenstände von eigener Systematik in ihrer zeitlich-individuell differenzierten Erscheinungsform zu verstehen und wo schließlich die letztgenannten Gebiete hinweisen auf eine (allerdings hypothetische) allumfassende Entwicklung der Menschheit und ihrer Sprache, worin die ganze konkrete historische Wirklichkeit, wenigstens der idealen Forderung nach, durch die theoretische Betrachtung umfaßt wird, da bewährt sich die Bedeutung der obersten Idee hierin, daß eine Entwicklung nur als eine Entwicklung-der-Idee-gemäß, d. h. als eine solche eines statischen überwirklichen Idealen gedeutet werden kann. Also ist der Idee sowohl eine subjektiv-methodische wie eine objektive Geltung zuzuschreiben:

sie ist es nicht nur, die das Material zur gegenständlichen Einheit für unseren Blick vereinigt, sondern sie ist damit zugleich Grundprinzip aller theoretischen Materialverarbeitung.

Es ist nicht einzusehen, weshalb der Vorwurf metaphysischer Orientierung die obigen Ausführungen treffen sollte. Hat man doch das Recht, alles vom Gegebenen als denknötwendig Geforderte für Gegenstand der Wissenschaft zu erklären. Und natürlich sind die notwendigen Voraussetzungen für die Sprachwissenschaft nicht in einer transzendenten Sphäre zu suchen; aber ebenso selbstverständlich auch nicht — das liegt in ihrem Wesen, Voraussetzungen zu sein — in der Sphäre der Wirklichkeit selbst, für die sie gelten. Der für solche Gebilde üblich gewordene Ausdruck transzendental dürfte auch hier Anwendung finden. Die Unterscheidung solcher Sphären der Wirklichkeit oder des Seins ist nun einmal für unser Denken notwendig, falls es seiner Aufgabe, die Totalität alles theoretisch Faßbaren in seine Herrschaft zu bringen, gerecht werden will. Besonders von Transzendenz in dem Sinne, daß hinter der Sprache ein «Ding an sich» steckte, wird bei diesem immanenten Gegenstand kaum die Rede sein können. Für den Gegenstand der Naturwissenschaft und vielleicht auch für den der Psychologie liegt die Sache anders, obwohl man auch dort von mancher Seite in dieser Erbschaft Kants nur einen historischen Überrest vergangener Metaphysik zu erkennen glaubt. Um so reiner tritt die Bedeutung des kritischen Begriffs des Transzendentalen auch für die Sprachwissenschaft hervor. Nur ein blinder Empirismus, der im Sammeln zeitlich und räumlich isoliert nebeneinander stehender Tatsachen alles Heil sieht, kann sich der transzendentalen Methode ganz verschließen. In strenger Wechselbeziehung gilt es: Erfahrung ist nur möglich auf Grund der Idee, aber Idee hat nur Sinn für die Erfahrung. Das kann auch so ausgedrückt werden, daß im objektiven Gegenstand keines der beiden Glieder ein Prioritätsrecht vor dem anderen hat, sondern beide als Kor-

relate sich gegenseitig fordern. Wenn in der vorliegenden Arbeit die ideale Seite etwas stärker betont wird, als dem obigen Prinzip entspricht, so geschieht das in der Überzeugung, daß die heutige Sprachwissenschaft zu einer anderen Einseitigkeit stark hinneigt, was auch von namhaften Forschern allgemein anerkannt wird. Es ist sogar nicht einmal wahr, daß man lautliche Erscheinungen ohne weiteres tatsächlich rein beschreiben kann. Auch abgesehen von aller Anlehnung an Bedeutungsmäßiges ist das eine Unmöglichkeit: es gibt keine Wissensgebiete, wo das Denken die Erfahrung völlig ersetzt, denn «reine Erfahrung» ist nur Konstruktion! Denken wir uns zunächst einmal ein Material lautlicher Data, so könnte man für das Datum x die Bezeichnung a einführen, um seine Qualität von der des Datums y ($=b$) zu unterscheiden. Ergäben sich nun so viele Prädzierungen als Data, alle unter sich verschieden, so wäre nicht einzusehen, wie das eine theoretische Übersicht des Materials möglich machen sollte. Denn um prädzieren zu können, muß man irgendein festes Kriterium schon haben, nach dem man prädziiert. Jede Gegebenheit in ihrer völligen Einzigartigkeit auffassen, hieße eben sie nicht auffassen, sondern nur anschauen. Es können gewiß die Data, die zur Prädzierung oder Klassifikation dienen, erst aus vergleichender Abstraktion hervorgehen, wobei es aber unmöglich ist, die Prädikate selbst als Wirkliches aufzufassen, denn sonst wären Prädziiertes und Prädikat überhaupt nicht mehr unterschieden. Alles Lautliche ist real einmalig und einzigartig und die Prädikate dienen zur Identifikation. Also: auch hier ist begriffliche Arbeit erforderlich und wo diese einsetzt, hat das Denken aufgehört, sich mit nur Wirklichem zu beschäftigen. Auch das Lautmaterial kann nur zum Gegenstand werden, indem es System wird.

Die zwei Hauptformen der Gegebenheit und die entsprechenden Methoden: Systematik und Entwicklung. Pathologie und Experiment.

Nirgends zeigt sich deutlicher, in wie hohem Maße unser Denken umbildend an sein Material herantritt, als in den zwei Hauptformen, worin uns das empirische Material geboten wird: in der einzelsprachlichen Systematik und ihrer Entwicklung. Diese sind als statische und dynamische Erscheinungsform einander gegenüber zu stellen. In der geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft sieht man öfters, wie die fundamentalen, für den Gegenstand konstitutiven Methoden zuerst sich entwickeln, während dann spätere Kritik neue Betrachtungsweisen herausdifferenziert bzw. unter oder oberhalb einer ursprünglichen Schicht noch eine neue entdeckt. Die systematische Methode der Sprachauffassung kannten schon die Griechen, während die Idee der historischen eine moderne Errungenschaft ist. Im allgemeinen geht in Wertgebieten die positive Auffassung der historisch-genetischen voran: so in Recht, Religion, Ethik usw. Das normative Moment erscheint zuerst am reinsten, während später durch die Hineinbeziehung ins Historische die Bedingtheit des Geltungsinhalts mehr in den Vordergrund tritt. Überdies ist das Systematische auch das objektiv Frühere, denn es ist die Systematik, die Geschichte «hat», nicht die Sprachgeschichte, die sich systematisiert. Etwas, das nur Geschehen und nicht System wäre, wäre unserer Erfassung unzugänglich, während ein System sich denken läßt ohne Geschichte, z. B. ein mathematisches System (die Entdeckungsgeschichte kann man natürlich nicht die Geschichte eines solchen Systems nennen: sie ist Geschichte der menschlichen Beschäftigung «mit» dem System, das, eben weil es entdeckt wird, schon vorher «da war». Vgl. hierüber den interessanten Streit zwischen Sigwart und Husserl bzw. Logik, I, S. 24 Anm. und Log. Unters., I, S. 127). Ein weiterer Unterschied ist der, daß die Systematik eine mehr

unmittelbare Beziehung zum Psychischen, zum sprechenden Bewußtsein hat als die Geschichte der Sprache. Denn über die Systematik ist oder soll wenigstens das jeweilige sie befolgende Bewußtsein unterrichtet sein und praktisch benimmt es sich durch sein Sprachkönnen auch so, daß es die in der Systematik begründete Geltung anerkennt. Das Suchen eines Korrelats auf Seite des Bewußtseins zu den für die Sprachtheorie durch Umbildung in schematischer Übersicht sich darstellenden Geltungszusammenhängen wird also mehr Aussicht auf Erfolg haben und muß das auch notwendigerweise haben (wiewohl im unmittelbaren konkreten Bewußtseinszusammenhang die Korrelate weder zu suchen noch zu finden sind), als bei den geschichtlichen Entwicklungen der Sprache der Fall ist. Obwohl letztgenannte auch eben als Sprachentwicklungen auf ihren Unterbau, die realen sprechenden Individuen, in irgendeiner Weise bezogen werden müssen, so ist dem sprachkönnenden Bewußtsein doch niemals zuzumuten, daß es von sich aus über die Geschichte des von ihm als geltend anerkannten Systems Rechenschaft ablegt, während jedes sprachkönnende Bewußtsein die Systematik seiner Sprache reflexionsmäßig aus sich heraus muß auffinden können. Praktisch sind wir dann auch immer genötigt, zu objektiven historischen Gegebenheiten unsere Zuflucht zu nehmen, sobald wir über die Geschichte unserer eigenen Sprache etwas wissen wollen. Ja, man darf sogar sagen, daß Normatives und Historisches sich insoweit ausschließen, als das Normative als ein von der Zeit Unabhängiges dem Bewußtsein in ursprünglicher Gestalt entgegentritt, trotzdem hinterher auch der Inhalt der Systemgeltung für den rückwärtsschauenden Blick Änderungen aufweist. Daß eine sekundär hinzutretende Reflexion das normative Moment zugunsten einer rein genetischen Auffassung bisweilen ganz zurückdrängt, ist für die Analyse des ursprünglichen Sprachbewußtseins höchst störend und überdies vielleicht die Frucht einer aus Verwechslung der histo-

rischen und der systematischen Methode resultierenden Betrachtungsweise. Wie wir näher sehen werden, weisen die Methoden der systematischen und geschichtlichen Erfassung des Materials Differenzen auf, die mit Unterschieden in der Struktur des Gegenstandes parallel gehen. Die systematische Methode hat Bedeutungen zum Ausgangspunkt (wiewohl praktisch die Gruppierung ihrer Aufstellungen von der Eigenart der dazu gehörigen lautlichen Einheiten primärer und höherer Ordnung abhängig ist) und hierzu ist Zurückgehen auf das individuelle Bewußtsein das einzig Mögliche. Die Entwicklungsgeschichte aber besieht die lautlichen und höheren Ausdruckseinheiten als Subjekte geschichtlicher Wandlungen, die sich vollziehen, während das Bewußtsein selbst mit seinem Inhalt auch unbemerkte Veränderungen mitmacht, aber in seinem wesentlichen Funktionieren unwandelbar ist. Zweifellos muß also die Sprachgeschichte ein vom unmittelbaren Bewußtsein weiter abliegendes Feld sprachlicher Gegebenheiten darstellen als die Systematik. Ja, es kann sogar den Schein haben, als ob zum sprachgeschichtlichen Material jedes Korrelat im individuellen Bewußtsein fehlt. Diese Ausführungen betreffen zunächst die empirische Einzelsprache. Man kann aber die komparative Methode auch auf diese anwenden und dann öffnet sich sowohl nach systematischer wie nach genetischer Seite ein neues Gebiet. Die Systematiken müssen dann Übereinstimmungen zeigen, die ein Gebiet höherer Systematik konstituieren. Dem entspricht dann nicht, wie das bei der Systematik der Einzelsprache der Fall ist, ein reales Sprachbewußtsein, das ihre Geltung anerkennt oder zu realisieren strebt, denn die Sphäre real geltender Tatsachen ist hier verlassen. Aber desto sicherer muß eine solche Systematik für die inhaltliche Erfüllung der Idee «Sprache» Bedeutung haben, kann man doch die vergleichende Systematik betrachten als ein breiteres Feld der innerhalb der Idee «Sprache» möglichen Realisierungen und scheint sie Anlaß zu bieten zur inhaltlichen Erfüllung der Idee einer

«allgemeinen» Grammatik (vgl. zu diesem Begriff Husserl, Log. Unters., II, 1, der aber die Idee weniger empirisch und mehr rein bedeutungsmäßig auffaßt), zu der die realen Systeme dann im Verhältnis realisierter logischer Möglichkeiten ständen. Das wäre der Ertrag für die ideale Seite und die oberste Schicht des Gegenstandes. Aber auch für die einheitliche Zusammenfassung des unübersehbaren einzelsprachlichen Materials kann ein solches komparatives Verfahren fruchtbar sein und insofern schließlich dieses Material immerhin auch eine historische Seite hat, konnte so eine Arbeit auch für historische Grenzfragen, wie die des Ursprungs der Sprache oder der Sprachen, seinen Nutzen haben. Was kann aber ein komparatives Verfahren für die genetischen Entwicklungen bedeuten? Wird sich auch hier eine Art Systematik herauslösen? Gibt es vielleicht gewisse typische Entwicklungsformen, die jede einzelsprachliche Entwicklung beherrschen? Eben-
sogut wie die Idee als umfassendster Möglichkeitsgrund nicht nur des Realisierten, sondern alles überhaupt Realisierbaren die Möglichkeiten der Systematik in sich schließt, müßte dann dieselbe Idee die Entwicklungsmöglichkeiten in sich enthalten. Gewiß ist das empirisch auch der Fall. Aber doch nicht, wie wir näher sehen werden, in so einheitlicher Weise wie bei der Systematik. Alles hängt hier von der Auffassung des Entwicklungsbegriffs selbst ab. Wie man sich den auch immer denken mag, so ist doch sehr die Frage, ob eine solche Geschlossenheit ihm zuzuerkennen ist, wie sie prinzipiell dem Begriff der Systematik als allgemeinem Zusammenhang niederer und höherer Geltungseinheiten zu kommt.

Es erübrigt noch auf seiten der Urschicht (derjenigen des individuell Sprechenden) eine Gliederung zu machen, die auch für den Oberbau von Wichtigkeit ist. Es gibt auch eine Gesetzmäßigkeit der individuellen Entwicklung. Die Sprache des Kindes, ihre Erlernung und die späteren Wandlungen der Sprache sind Probleme für sich.

Auf die Bedeutung der pathologischen Data für die allgemeine Sprachpsychologie und umgekehrt hat A. Pick: Die agrammatischen Sprachstörungen, I. Teil, Berlin 1913, Julius Springer, hingewiesen. Seine Ausführungen können nur bestärken in der Einsicht der Unentbehrlichkeit der Idee als Inhalt des Normalen, das zugleich ein Normatives ist und auf das alles Reale, auch das Pathologische, hinstrebt. Liegt es doch im Begriff des Anormalen, daß es am Normalen in seiner Qualität erkannt wird. Es ist aber die für das Gebiet des Normalpsychologischen brauchbare Methode der Reflexion auf den eigenen Bewußtseinsinhalt für den Pathologen ausgeschlossen und dadurch bleiben wir beschränkt auf äußerliche, sehr verschieden deutbare Data, worauf eine der Komparation verwandte Methode Anwendung findet. Da eine experimentelle Methode ihrem Wesen nach nur exakte Resultate liefern kann, so bleibt ihre Anwendungsmöglichkeit beschränkt auf dasjenige an der Sprache, was exakt objektiviert werden kann. Objektive Feststellung lautlicher Gegebenheiten, zeiträumliche und zahlenmäßige Data sind als ebenso viele Hilfsmittel zu betrachten, die eine wirkliche Erklärung nur vorbereiten können. Besonders bei der statistischen Methode ist es ganz klar, wie die Methode der Begriffsbildung für die Gegenstände, worauf sie angewandt wird, das Entscheidende ist. Es handelt sich darin immer um etwas anderes als gerade die Zahlen, die Ergebnis dieser Methode sind. Man kann dieses Verfahren als einen objektivierenden Umweg ansehen, der schließlich zu Aufstellungen führt, die man immer bestrebt sein wird, mit dem subjektiven Sprachbewußtsein in Zusammenhang zu bringen. R. Blümel hat in seiner Einführung in die Syntax wohl mit richtigem Gefühl (§§ 471—473) auf die Grenzen dieser Methode hingewiesen, ohne übrigens den Wert tiefer zu analysieren. Für die fundamentalen analytischen, an das subjektive Sprachbewußtsein unmittelbar appellierenden und bedeutungsmäßigen Probleme der Sprach-

wissenschaft wird diese Methode wohl kaum etwas leisten können.

Zusammenfassung.

Wir fassen das Ergebnis der Analyse, die nur das Hauptsächlichste berühren konnte, noch einmal kurz zusammen. Von zeitlichen Faktoren unabhängig sind: die Idee der Sprache und ihr Inhalt, die zur Sphäre der unzeitlichen Idee des Menschen gehören. Weiter: die allgemeinsten Grundbedeutungen und ihre Ausdrucksformen, die am sprachlichen Material die Grundstruktur darstellen und zum Inhalt der Idee gerechnet werden müssen. Die Gesamtentwicklung, insofern sie nach einem Grundschema verläuft (was vorläufig problematisch), kann dadurch in eine Beziehung zur Idee gesetzt werden, wodurch es möglich wird, das Realisierte als zeitlose Idee in Form der Zeit (welche Form selbst zeitlos ist) aufzufassen. Mit der Einzelsprache kommen wir ins Zeitliche hinein, vollends erst mit der Individualsprache und den individuellen Sprechakten. Jedoch sind die «Formen» dieser, d. h. die Gesetzmäßigkeiten daran, wiewohl auf Zeitliches bezogen, selber nicht zeitlich. Es gibt also Systematik des Inhalts der Idee, der realen Einzelsprachen, der Individualsprache, nicht aber der einzelnen sprachlichen Fakta. Weiter kann man von Entwicklungssystematik sprechen, wobei aber der Begriff nicht dieselbe Bedeutung wie bei der Einzelsprache hat. Entwicklung gibt es von der Totalität des Realisierten und noch zu Realisierenden (das in Systematik nicht eingeht), von Einzelsprache und Individualsprache. Insofern jede Individualsprache bestimmte Stadien durchläuft, gibt es ein Entwicklungssystem des Individuellen. Das sind die reinen Formen, worin Sprachliches sich darstellt, die im Empirischen in vielfacher Verschlingung auftreten.

Systematik.

System und Schema.

Wenn wir von Systematik im fließenden Sprachprozeß zu reden wagen, kann es zunächst scheinen, als ob nur eine Art Schematik gemeint wäre, die zur übersichtlichen Orientierung im sonst unübersehbaren Fluß der sprachlichen Tatsachen dient. Sie hätte dann nur den Wert eines Hilfsmittels, das uns in den Stand setzt, die in voller Konkretheit unzugängliche Fülle zu überblicken. Sie ist aber zugleich zum Verständnis dieser unübersehbaren Fülle unbedingt erforderlich: denn Verständnis setzt immer etwas Festes voraus. Wir stehen also mit der Schematik mindestens auf gleicher Höhe mit dem Hörenden, der das Gesprochene nur dadurch verstehen kann, daß er die Lautformen und ihre Bedeutungen aus dem Konkreten «wiedererkennt», d. h. auf die systematisch geltenden Bedeutungen zurückzuführen weiß. Aber auch der Sprechende muß an der Systematik orientiert sein, damit er sich dem Hörenden verständlich machen kann. Die Kritik an der Möglichkeit einer theoretischen Systematik kann damit einsetzen, daß dieselbe lediglich dem Erlernungszweck dienen sollte, also eine praktische Abstraktion wäre, der eigentlich nichts Gegenständliches entspräche. Die zusammenfassende schematische Wiedergabe der möglichen Erscheinungsformen eines Wortes, wie z. B. der Kasus eines Substantivums, und die ihnen zugeordneten Bedeutungen (wo sich in der sie beschreibenden Sprache keine unmittelbaren lautlichen Korrelata finden, sondern solche nur durch Umschreibung

möglich sind, eine Umschreibung, die nur den Bedeutungswert, nicht den lautlichen Formwert der betreffenden Gebilde feststellen kann) lassen sich in der Tat mit nichts real Gesprochenem gleichsetzen und die Aufeinanderfolge im Schema hat so nichts von der Aufeinanderfolge der realen Worte im realen Satz. Die Kritik sollte aber schon haltmachen an der Tatsache, daß sich erfahrungsgemäß eine Sprache mit Hilfe dieser «unwesentlichen» Sprachrealitäten lernen läßt.

Die Anwendung eines im Konkreten nicht unmittelbar gegebenen, sondern durch Umbildung aufgefundenen Systems kann also zum «Können» einer ursprünglich fremden Sprache befähigen. Zwar bleibt immer etwas Konstruktives, von der Systematisierung Herstammendes daran kleben. Das mag aber daher kommen, daß die vortheoretische, ursprüngliche Realität niemals vollständig in begrifflich-theoretische umgewandelt werden kann. Den Konstruktionen der Sprachtheorie wird nicht ohne Grund der konkrete Charakter des eigentlichen ursprünglichen Sprechens und Verstehens der Muttersprache gegenübergestellt. Aber wenn wir dort im absoluten Sinne ein unmittelbares, sozusagen zwischen Ausdruck und Auszudrückendem nicht vermittelndes Sprechen haben, wie ist dann noch theoretische Erfassung möglich? Wie ist es überhaupt zu denken, daß, falls die Definition: Ausdruck von Auszudrückendem, die theoretischer Ausgangspunkt für die Sprachwissenschaft ist, auch das nicht kunstmäßig Erlernte der «eigenen» Sprache betrifft, die Unterscheidung der zwei bezogenen Glieder auf diesem primären Gebiet keine Anwendung finden sollte? Wenn dem so wäre, wäre jenes Gebiet zugleich der theoretischen Erfassung verschlossen und sogar das Konstatieren als Tatsache wäre bei diesem negativen Kriterium ein Widerspruch. Wenn man schon zugeben muß, daß dem ungestört sprechenden Bewußtsein die Gegenüberstellung von Ausdruck und Auszudrückendem nicht bewußt ist wie dem sprachtheoretischen Bewußtsein, so muß die Unterscheidung doch für jeden realen Fall in der

Möglichkeit, sich dieselbe als Unterscheidung zu realisieren, begründet sein. Sonst hätte sie auch sprachtheoretisch keinen Wert. Denn zuletzt kann die Sprachtheorie sie nur gründen wollen auf dem Sprachbewußtsein selbst. Die völlige Leugnung eines Korrelats im Bewußtsein läßt sich also nicht durchführen. Ja, es läßt sich sogar jenem Bewußtseinszustand der Unterschiedslosigkeit theoretisch kein einziges positives Prädikat beilegen. Das mag methodisch für die ganze beschreibende und analysierende Psychologie von Bedeutung sein. Jedes konkrete, undifferenzierte Bewußtseinsganze, das sie zu analysieren unternimmt, ist methodisch nur faßbar durch Antizipierung auf mögliche Trennung. Auch in der Hinsicht kommt die Psychologie mit nur Realem nicht aus. Das Mögliche ist in ihr eine Form, deren Herrschaft viel weiter sich erstreckt als im Gebiet der exakten Natur. Jeder konkrete Bewußtseinszustand kann nur erfaßt werden in der Richtung möglicher reflexionsmäßiger Differenzierungen, die in ihm eben als «Möglichkeit», nicht aber als abstrakte, sondern als konkrete, sozusagen «an der Schwelle liegende», gelegen sind. Nur mit Hinsicht auf seine eigene reflexionsmäßige Differenzierung kann das Bewußtseinskonkrete zum Objekt des denkenden Bewußtseins werden. Die Erfassung ist hier merkwürdigerweise nur dadurch möglich, daß das Objekt «sich» differenziert. Innerhalb der positiven Annahme sind auch noch mehrere Standpunkte möglich. Ein skeptisches Maximum steckt in der Auffassung, daß für uns von einem wirklichen Erklären des gegebenen Sprachbewußtseins nicht die Rede sein kann, daß es aber immerhin sich als möglich erweist, die Tatsachen so zu deuten, als ob das Sprachbewußtsein in seiner aktiven und perzeptiven Tätigkeit sich nach einer Systematik richtete. Ja, man kann das Als-Ob-Moment noch weiter betonen und behaupten, auch jenes «Sich-richten-nach» sei nur ein bildlicher Ausdruck, denn das vorfindbare Sprechen und Verstehen sei einfach zeitlich ablaufender Prozeß und nichts weiter, mit

dem ein Gerichtetsein auf ein Außer-ihm-liegendes unvereinbar und also zur Erklärung ungeeignet sei. Sogar an dem Erklären als an einem Suchen eines Anderen, woraus das Gegebene folge, kann man verzweifeln und darum sich auf die Schicht der Gegebenheit des Prozesses beschränken wollen. Wenn das sich nur nicht rächte mit der dann gleich sich einstellenden völligen Unmöglichkeit, dem Prozeß überhaupt beizukommen. Auch hier sind methodisches und konstitutives Interesse eng verknüpft, und die Aufgabe einer Logik erfüllt sich in dem Beweis, daß die tatsächlich in der Wissenschaft zur Geltung kommenden Kategorien einerseits vom Gegenstand her gefordert (konstitutiv) und andererseits für seine theoretische Erfassung unentbehrlich sind (methodologisch). Es ist insofern von der logischen Reflexion nur die Bestätigung dessen zu erwarten, was eine naive, auf den Gegenstand in erster Instanz eingestellte schon herausgearbeitet hat. Der Unterschied liegt aber in der kritischen, durch die Reflexion hindurchgegangenen Bestätigung. Versucht doch die Logik jene grundlegenden Formen erst in Frage zu stellen und dann auf ihren Erkenntniswert zu prüfen. Dabei ist manchmal das Ergebnis, daß der Schein absoluter, unbedingter Erkenntnis, den das ursprüngliche Erkennen in seinem Übermut sich manchmal zutraut, der Einsicht Platz machen muß, daß vieles zwischen dem Gegenstand und uns liegt, das uns die geträumte absolute Erkenntnis für immer verschließt. Und namentlich stellt sich heraus, daß das Erkennenwollen eines Gegenstandes selbst seinem Wesen nach Beschränkungen mit sich bringt, die das Ideal uns immer höher erscheinen lassen, als wir zu steigen imstande sind. Es kann die Einsicht, daß ein so katexochen immanenter Gegenstand, wie es die Sprache ist, dennoch sich einer absoluten Erkenntnis verschließt, zu einer Enttäuschung werden, über die man sich nicht leicht hinwegsetzt. Dagegen vermag nur der Wille zur Erkenntnis, der sich der Einsicht fügt, daß alle Erkenntnis an bestimmte Formen gebunden

ist, das nötige Gegengewicht zu bieten. Ob wir damit nicht dennoch ein unkennbares «An-sich» für den Gegenstand «Sprache» voraussetzen? In gewisser Hinsicht ja. Aber dann gerade im umgekehrten Sinne, als die Naturwissenschaft vom «An-sich» spricht. Hier ist es das Urkonkrete, der reine Erlebnischarakter am Sprachkonkreten, was wir nicht fassen können, dort aber die reine Objektivität. Das An-sich der Natur liegt für uns hinter dem Objekt, das des Seelischen zwischen uns und unserer Erkenntnis von ihm, die immer Projektion über den Gegenstand hinaus ist. Der Gegenpol des skeptischen Maximums ist die naive Ansicht, die eigentlich reflexionsmäßig bewußt wohl kaum vorkommt, aber als Grenze real bewußter Ansichten zu denken ist: als ob die reale Sprache und die Schematik eigentlich ein und dasselbe wären (wegen des immerhin bleibenden und sofort bei sich einstellender Reflexion anerkannten Unterschieds der beiden nur Grenze einer Ansicht). «Denn man lernt in der Systematik doch die Sprache.» Nachdem wir aber die Unterscheidung des eigentlichen Gegenstandes und der Systematik als gerade grundlegend angesehen haben, verdient die naive Auffassung kaum mehr diesen Namen. Ursprünglich geht aber jeder, der Sprachen zu lernen hat, davon aus. Zwischen den beiden Polen der völligen hyperkritischen Trennung von Systematik und sprachlicher Wirklichkeit und der vorkritischen Identifikation steht die kritische Auffassung in der Mitte. Sie betrachtet die Systematik als ein Gebilde, das objektiv zur betreffenden Sprachwirklichkeit «gehört» und subjektiv in seiner Geltung vom sprachkönnenden Individuum anerkannt und zur Richtschnur genommen wird.

Es läßt sich jetzt eine verfängliche Frage, die zwar oben schon berührt, aber immer noch verschoben wurde, nicht mehr umgehen.

System und Sprachbewußtsein.

Wir haben die Systematik zum Sprechenden und Hörenden Bewußtsein in Beziehung gesetzt. Wie ist sie aber

diesem gegeben? Ist zuletzt doch nicht die ganze Systematik ein Gebilde unseres abstrahierenden Denkens, dem nichts Wirkliches entspricht? Hier müssen wir das Zeitmoment zur Hilfe nehmen und hinweisen auf den immer schon vorhandenen Besitz an vorher Realisiertem und irgendwie Aufbewahrt, woraus das sprechende Bewußtsein bei jeder neuen Realisierung schöpft, oder vielmehr worauf es hinblickt. Denn reflexionsmäßiges Wissen alles vorher Realisierten (wo würde das seine Grenze haben?) ist natürlich dem individuellen Bewußtsein durchaus abzusprechen und würde andererseits zur neuen Realisierung auch nicht einmal genügen. Aber dieses «Hinblicken», geschieht das nun bewußt oder unbewußt? Die Fragestellung ist nicht zu umgehen. Wenn E. Lerch in seinem Aufsatz: Der Aufbau der Syntax, Germ.-Rom. Mtsschr. III, 3, 1915, S. 102 sagt: «(Es ist) nicht zu leugnen, daß in jeder Sprache die Sprechenden ein Laut-, Flexions- und Satzbausystem **in der Vorstellung tragen**, das zwar im Einzelnen variabel, im Ganzen aber konstant ist», so ist das zum mindesten ungenau ausgedrückt. Denn bei reiner Beschränkung auf das «in der Vorstellung Getragene» wird man kaum ein solches System auffinden können! Was E. L. zu sagen meint, ist übrigens ganz klar. Nur ist es besonders für eine sprachtheoretische Untersuchung unbedingt erforderlich, die genaue begriffliche Bestimmung soweit wie möglich zu führen. Denn das ist nicht nur Sache richtiger Ausdrucksweise, sondern objektiver Klarheit. Im realen Sprechen scheint es, als ob nicht nur die Ausdrucksmittel, sondern die Gedanken selbst sprachlich werden. Falls keine Störung eintritt im Sprechen oder Verstehen, wird das Bewußtsein in keiner Weise an die Unterscheidung erinnert. Nur da, wo zum Auszudrücken das ihm Zugehörige durch irgendwelche Ursache plötzlich fehlt, oder zum Gehörten das Bedeutungskorrelat nicht gleich da ist, wird eine Blickwendung vom Inhalt zur Form hin veranlaßt und das Bewußtsein der Unterscheidung wacht

auf. Man kann nicht umhin, es einfach als ein potentielles, immer minimal schon anwesendes, bei jedem objektiven Anlaß sich einstellendes zu betrachten. Es sind also mindestens zweierlei Stellungnahmen im Tatbestand des Sprache-realisierten Bewußtseins zu unterscheiden. Erstens ist das Bewußtsein dem Ganzen des vorher Realisierten gegenüber nicht gleichgültig. Es verhält sich dem gegenüber aber nicht abbildend (das wäre auch nicht möglich), sondern auswählend, wertend. Das wird vielleicht bisweilen durch die Erklärung mittels Assoziationen verkannt. Die Bedeutungsvorstellung soll dann die Wortvorstellung «auslösen». Ohne aktive Stellungnahme des Bewußtseins ist das aber nicht denkbar. Denn die Sprachäußerung, die Sinn hat, kann nicht nur als Auslösung, d. h. Reaktion verstanden werden. Es involviert weiter jede Äußerung eine Geltungssetzung, die die gebrauchten Laut- und Formeinheiten mit dem gemeinten Sinn verknüpft. Die Erscheinung des Sprachgefühls gehört auch hierzu. Am greifbarsten äußert es sich negativ-wertend einem Realisierten gegenüber. Es kann nicht als Verwunderung über etwas Ungewöhnliches oder Unerwartetes gedeutet werden: denn diesem kann u. U. positive Wertung beigelegt werden und dann nicht eben wegen des Neuen für-sich, sondern weil das Sprachgefühl mit dem Gewerteten sich zufrieden gibt. Auch hierdurch wird wieder klar, wie wenig sich mit dem momentan im Bewußtsein Realen ohne weiteres anfangen läßt. — Wir haben bisher das im Bewußtsein Realisierte an der Sprache vom Systematischen, als gültig Anerkannten her betrachtet. Es ist von Bedeutung einzusehen, wie dasselbe Bewußtsein durch eine theoretische Erfassung des Realisierten von seinem systematischen Besitz sich Rechenschaft geben kann. Und das ist dann dasselbe, wie die Methode der Reflexion, auf die eigene Sprache angewandt. Warum, so faßt die Theorie den realisierten Gegenstand an, wurde dieses bestimmte Wort oder diese bestimmte Konstruktion gebraucht? Weil sie

diese oder jene bestimmte Bedeutung «haben». Es sind also bestimmte Lauteinheiten oder höhere Gebilde bestimmten Bedeutungen als geltend zugeordnet und lassen sich für die passenden Fälle gebrauchen. Da hat man also den Zusammenhang: Es werden für die Bedeutungen die Lauteinheiten und ihre Verbindungen «gesucht», die die Bedeutungen «bedeuten». Hebt man nun eine Einheit aus ihrem Zusammenhang heraus und stellt sie für sich hin, und fragt nach der Begründung ihres Gebrauchs im Zusammenhang, so wird sie damit zugleich zum Gebiet der geltenden Bedeutungsausdrücke in Beziehung gesetzt, und durch dieses theoretische Verfahren ist sie eben nicht mehr das, was sie im ursprünglichen Zusammenhang war. Letzteres ist aber unfaßbar, falls man es nicht auf die systematische Sphäre bezieht. Jedes Wort und jede Konstruktion, die aus ihrem realen Zusammenhang herausgehoben und als theoretische Gegenstände erfaßt werden, können das nur um den Preis ihrer ursprünglichen konkreten Stellung im ganzen erkaufen. Die Tatsache, daß Worte immer mehr oder weniger allgemeine Bedeutung haben, während sie doch im konkreten Zusammenhang, wie Wundt es ausdrückt, «eben nur das bedeuten, was sie wirklich bedeuten»*), hängt hiermit unmittelbar zusammen. In dem Sinne, wie wir Worte als Bedeutungseinheiten für sich hinstellen, um dann nach ihrer Bedeutung zu fragen, kommen diese im Sprachwirklichen nicht vor. Die Bedeutungsbestimmung, wie sie durch Grammatik und Lexikon vorgenommen wird, ist etwas Reflexionsmäßiges. Gewiß gibt es auch «Sätze», die nur aus einem Wort bestehen. Aber auch solche Sätze weisen doch immer auf mehr umfassende Zusammenhänge hin, von denen sie ihre Bedeutung entlehnen. Die Auffassung, daß man im Satz ein eigentliches Sprachkonkretum unmittelbar vor sich hat, das im Wort als isolierter Gegenstand nicht zu finden wäre, dürfte ohne weiteres nicht ganz richtig sein. Denn die theoretische

*) Die Sprache, II, S. 496.

Betrachtung fragt ebensogut nach dem Sinn des Satzes wie nach der Bedeutung eines Wortes. Und ebenso wie ein Wort kann auch ein Satz vieldeutig sein. Das Konkrete liegt viel weiter weg. Es ist begrifflich unfaßbar. Es ist das fraglose Ganze des Realisierten, das niemals Gegenstand der Theorie werden kann, ohne daß Bruchstücke isoliert herausgehoben werden. Diese Ansicht vom Satz läßt sich psychologisch gut verteidigen. Es ist ein merkbarer Unterschied, ob ein Gebilde wie: «Mein Bruder ist angekommen» uns als Beispiel eines Satzes überhaupt oder in irgendeinem verständlichen Zusammenhang vorgeführt wird. Nur bei Sätzen, die eine in sich geschlossene, theoretische Bedeutung haben, fällt das weniger auf. Die theoretische Erfassung ändert nun einmal immer etwas, auch am sprachtheoretischen Gegenstand, holt ihn aus seinem «An-sich» heraus und kann ihn erst dadurch zum Gegenstand machen. Das ist also der einzige Weg, um zur Systematik, die dem Bewußtsein in seiner Sprech- und Hörtätigkeit zur Richtschnur dient, vorzudringen. Es ist der Weg der Reflexion, den nur das im Besitz einer Sprache sich befindende Bewußtsein gehen kann, und der für eine anders wollende Methode verschlossen ist. Aber was ist es denn, so fragen wir weiter, das in uns den Anschein einer Schematik, die Ergebnis einer komparativen, klassifizierenden Methode sein sollte, erweckt? Da das sprechende Bewußtsein als völlig Konkretes nichts Schematisches in sich hat, muß die Schematik durch die Loslösung des Gesprochenen von seinem psychischen Hintergrund zustande kommen. Vergleicht man die niederen Einheiten, die sich bei Analyse der relativ-geschlossenen Einheit «Satz» als Elemente ergeben, so stellen sich lautliche Übereinstimmungen heraus, denen Bedeutungsübereinstimmungen entsprechen und nach denen sich das unüberschbare Konkretum gruppieren läßt. Es ist immer nur durch einen Rückschluß möglich, für das sprechende Bewußtsein eine

Anerkennung der Geltung dieser Übereinstimmung herauszufinden. Der Wert dieses Rückschlusses wird noch durch eine andere Methode bestätigt. Man kann das sprechende Bewußtsein selbst über den Wert gewisser Einheiten, die in gewissen Fällen als geltend «realisiert» werden, befragen, um über die Bedeutung, die diese Einheiten für das Bewußtsein selbst haben, sich Klarheit zu verschaffen. Das Bewußtsein kann sich dann den Geltungswert des im-Sprechen-Gebrauchten realisieren und sich den Anteil der niederen Einheiten im Zusammenhang der Rede klar machen. Das ist Konstruktion, aber eine solche, die das Sprachbewußtsein selbst zu seinen Äußerungen als zugehörig hinzudenkt. Das Gesprochene steht dann für den theoretischen Blick da als eine konstruktive Zusammensetzung aufeinander passender, sich gegenseitig fordernder Einheiten. Die gegenseitige Abhängigkeit voneinander kommt in den Einheiten selbst zum Ausdruck dadurch, daß lautliche oder auch höhere Formeinheiten den Wert haben, diese Beziehungen auszudrücken. Besser als von Einheiten spricht man vielleicht von «Form». Gehen wir aus vom Wort. Das ist ein Lautliches, von dem eine Bedeutung gilt. Zwar macht die Bedeutung es erst zum Wort, das Lautliche ist aber auch etwas, und zwar ein Unentbehrliches, Konstitutives. Ein Wort ist weiter zu zergliedern oder nicht. Es kann sich als zusammengesetzt erweisen, aus selbständigen oder unselbständigen Elementen. Aber letztere lassen sich nicht weiter analysieren: die Zergliederung geht niemals ins Unendliche. Auf lautlicher Seite muß die Analyse am Einzellaut schon haltmachen. Es gibt Grundtypen, die ein System der möglichen, für unsere Sprechorgane realisierbaren Laute und ihrer Verbindungen darstellen. Dieses System ist dann das Grundschema des wirklich Realisierten. Nun ist ein Wort gewöhnlich, obwohl nicht immer, aus mehreren dieser Laute zusammengesetzt (so muß es die analytische Betrachtung auffassen, das ist aber nur eine reflexive Betrachtung).

die eine bestimmte Reihenfolge in der Zeit einnehmen. Als Wort ist es aber eben eine Lauteinheit, d. h. etwas mehr als Ablauf einer Lautreihe. Denn wollte man mit dem zeitlichen Verlauf wirklich Ernst machen, so könnte nur von Aufeinanderfolge die Rede sein und die Einheit fiel in willkürlich kleine, diskrete Teile auseinander. Es ist dann auch unmöglich, das Wort rein lautlich zu verstehen. Es ist das Einheit-setzende, Form-gebende Bewußtsein, das auch für die sinnliche Wahrnehmung, also für den Hörenden dem Lautkomplex «Wort» seine Einheit, d. h. seine Form verleiht. Auch hier manifestiert sich wieder das typische Merkmal des Bewußtseinslebens, daß es sich seinen eigenen Verlauf in der Zeit nur reflexionsmäßig zum Bewußtsein bringen kann. Das Bewußtsein ist sowohl in der Erinnerung wie in der Richtung auf Zukünftiges ein Einheit-setzendes, das Zeitliche überfliegendes. Es ist in der Erinnerung orientiert an einer mehrdimensionalen Welt fester Bedeutungen und Tendenzen, die im einreihigen Zeitverlauf sich in keiner Weise lokalisiert denken lassen. Von dieser Einheitssetzung ist die Möglichkeit der Sprache und des Denkens durchaus abhängig. Wäre jedes Moment des Bewußtseinsstromes nur als Moment von Wert, und nicht mit Beziehung auf Vergangenes und Künftiges, so wäre im nächsten Moment das unmittelbar Vorhergehende schon wieder «vergessen» (ein Begriff, der an seinem positiven Korrelat der Erinnerung erst deutbar ist), und fiel das ganze Bewußtseinsleben schließlich in einer Reihe punktueller Einzelmomente auseinander.

Beim Bestreben, den Inhalt der Systematik näher zu bestimmen, ist schon am Beispiel vom Wort klar geworden, daß dieser wieder nicht einen einheitlichen Charakter tragen kann, sondern Differenzierungen aufs neue notwendig sind. Es scheint ein richtiges Verfahren, wenn die meisten grammatischen Werke die Lehre vom Satz als ein mehr der Logik nahe stehendes Problemgebiet behandeln. Zwar ist der Satz ein unentbehrlicher Gegenstand in der Sprache, aber für die einzelsprach-

lichen Probleme und die Systematik der Einzelsprachen. woran wir uns zunächst orientieren, ist seine Problematik nicht von wesentlicher Bedeutung. Hier handelt es sich nur um die typischen Formen der niederen und höheren lautlichen Geltungseinheiten, die den Satz bilden. Es weist die Unterscheidung zwischen selbständigen und unselbständigen Einheiten in die Richtung des Problems (das ist dasselbe, was Marty und Husserl mit «kategorematisch» und «synkategorematisch» bezeichnen). Aber in erster Instanz ist die Behandlung des Satzes eine Frage logischer Bedeutungszuerkennung. Und wo es sich in der Systematik der Einzelsprachen nur um Ausdruckseinheiten handelt, insoweit sie zu der lautlichen Seite der Sprache in Beziehung stehen, gehört diese Frage nicht hierher. Es lohnt sich, darauf zu achten, wie in der geschichtlichen Entwicklung der Sprachwissenschaft in ähnlicher Weise wie bei der Behandlung des Gegenstandes «Sprache», wo die Einzelsprache als Mittelschicht ursprünglicher Ausgangspunkt der Betrachtung war, die sich dann später nach oben und nach unten vertiefte und erweiterte, auch die Systematik zuerst sich auf eine Mittelschicht gerichtet hat, nämlich auf das Wort. Es steht in der Mitte zwischen dem Lautmaterial als Urgegebenem, Bedeutungsfreiem und der reinen Bedeutung als Undarstellbarem. Reine Gegebenheit und Geltung, zwei Wesenseigenschaften der sprachlichen Erscheinungen, sind in ihm verknüpft. Natürlich ist die Geltung, die Bedeutung auch «gegeben», aber sie gehört doch einer anderen Sphäre als das lautliche Urmaterial an.

Das Lautsystem. Bedeutungsartige Bestandteile darin.

Das lautliche Material eines Wortes kann und muß betrachtet werden als die Realisierung einer Zusammensetzung von Grundmöglichkeiten, die durch das Lautsystem einer Sprache bedingt sind. Das ist die erste und unterste systematische Schicht, die Systematik des Materials schlechthin.

Jede Sprache hat ein Lautsystem, wobei es nicht ganz gleichgültig ist, was sich aus dem Gesamtsystem aller für menschliche Sprachorgane möglichen Laute zum einzelsprachlichen System zusammenfügt. Die Lautelemente stehen sich eben dadurch, daß sie nur in gegenseitiger Verbindung ein reales Dasein haben, nicht gleichgültig gegenüber. Sie haben ihre Affinitäten, ebenso wie die Worte wegen der gesetzmäßigen Bedeutungszusammenhänge ihre Affinitäten haben. (Vgl. hierüber Husserl, Log. Unters. II, 2, Kap. IV, S. 294 flg.: Der Unterschied der selbständigen und unselbständigen Bedeutungen und die Idee der reinen Grammatik.) Es ist die Frage, ob das Bedeutungsmoment nicht auch in diese Schicht hinabreicht. Das scheint wenigstens für gewisse Laute zutreffen und in Benennungen wie: «dunkel, hell» usw. scheinen derartige Zusammenhänge wenigstens angedeutet. Für das ganze System dürfte das aber kaum durchführbar sein. Es erscheint hierdurch das Lautsystem noch einmal geteilt, nämlich in eine Sphäre der Elemente, denen ein gewisser Ausdruckswert «an sich» schon anhaftet, wo also ein gewisses Bedeutungsmoment schon mitschwingt, und in eine noch darunter liegende, bedeutungsfreie. Letztere ist rein-physisch und durch-Bedeutung-undurchdringbar. Solch ein Rest muß auch übrig bleiben, denn sonst wäre die Gegenüberstellung: Laut—Ausdruck nicht mehr berechtigt und die ganze Problematik der Sprachwissenschaft würde hinfällig, so gut wie sie für das sprechende Bewußtsein in seiner ungehemmten, reflexionslosen Tätigkeit einfach nicht da ist. Wie kommt aber, so fragen wir, das Bewußtsein zu dem Gefühl, daß es im geformten Material, im Wort die Bedeutung, das Bedeutete wiederzuerkennen oder vielmehr vor sich zu haben glaubt? Es drückt sich bekanntlich das unkritische Sprachgefühl in verschiedener Weise so aus: «Das ist so ein echtes Wort für . . .» oder: «Das kann man so fühlen, daß es die Bedeutung haben muß» usw. Und diese psychologischen Zeugnisse des ursprünglichen

Sprachbewußtseins müssen wir beachten, weil auch die kritische Sprachwissenschaft diese Quelle der Sprachkenntnis: die unkritische subjektive Reflexion, niemals entbehren kann. Jenes Gefühl kann nur so erklärt werden, daß für die Seele objektive Anlässe im Lautmaterial vorhanden sind, die dieses Affinitätsgefühl begründen. Für eine kritische Reflexion bleibt aber das Problem bestehen. Auch ist es nicht gleichgültig, mit welcher Art Bedeutungen es diese Bewandnis hat. Zunächst nicht mit den abstrakten. Da sind Wert und Laut ganz auseinandergetreten und wäre das Zurückfinden des Bedeutungswertes im Lautwert völlig unmöglich. Es ist die Voraussetzung des Affinitätsgefühls, daß ein Vergleich der ausgedrückten Bedeutung mit irgend einer dem Laut an sich zuerkannten Bedeutung stattgefunden hat, so daß man identifizierend diese An-sich-Bedeutung des Lauts (eigentlich ein Widerspruch) als der wirklichen Bedeutung entsprechend, zu ihr passend auffassen kann. Es wurde bis jetzt der Laut als etwas einfach objektiv Hörbares, als eine physische Möglichkeit vorgestellt. Im realen Sprechen aber ist sie ein durch die Sprechorgane Hervorgebrachtes. K. Morgenrot, Germ.-Rom. Mtsschr. VI, 615 ff., «Sprach-psychologische Bemerkungen zur Wortbildung», stimmt auf S. 627 mit K. R. Nyrop überein: *La théorie de la signification naturelle des mots basée sur une prétendue relation entre les phonèmes et les choses designés, reste une pure hypothèse indémontrée et indémontrable. Son et sens, S. 214.* Ob letztere Qualifikation etwas mehr sein will als eine rhetorische Verstärkung des «indémontré»? Dann wäre sie erkenntniskritisch zu vertiefen und das würde vielleicht zu der Einsicht führen, daß man das Problem so nicht stellen darf. Beziehungen zwischen Laut und Gefühl hält M. unter Anführung von Marzolo und Wundt, Sprache I, 1: Ausdrucksbewegungen für möglich. Auch damit sind Gefühle im Organismus verbunden und es läßt sich in der Regel wohl nachweisen, welche Verwandtschaft diese Gefühle mit sinn-

lichen Bedeutungen haben. Die Sinnesgebiete sind untereinander verwandt und wo der Inhalt einer Bedeutung selbst zu diesen Gebieten gehört, hat das Affinitätsgefühl nichts Befremdendes. Besonders für das Gebiet des Hörbaren ist das klar. Daß dabei der Lautwert nur an den Eindruck, den etwas auf das Bewußtsein macht, erinnert, und nicht an den objektiven Schallvorgang selbst, ist sekundär. Diese subjektivistische Überlegung liegt dem ursprünglichen Bewußtsein so ganz fern, daß es gerade umgekehrt den Eindruck hat, als ob im Lautwert das Bezeichnete in seinem objektiven Wesen ihm entgegentritt. H. Schmitt, Germ.-Rom. Mon.-Schr. IV, 683 in seinem Aufsatz: «Über das Wesen sprachlicher Darstellung» betont nachdrücklich die Einheit von «Darstellung» und «Erlebnis» für die Kunst, erinnert aber zugleich, daran wie schwer es ist, in der Selbstbeobachtung das zurückzufinden. Es hängt die mystische Auffassung vom Lautwert eines Namens oder heiligen Wortes hiermit unmittelbar zusammen. Im Lautwert scheint das Wesen zu stecken. Der Name «offenbart» dann das Ding. Für die kritische Betrachtung kehrt sich die Sache gerade um: da wird durch die Bezeichnung das Bezeichnete eben «verschleiert». Denn das Bezeichnete ist etwas vom Laut so Unabhängiges, daß der Laut nur zu seiner Bezeichnung dient, nicht es selbst ist. Man sagt dann auch logisch richtiger, daß für eine bestimmte Bedeutung diese und jene Lautwerte gelten, als umgekehrt, daß Laute eine Bedeutung haben. Das haben sie an sich nicht, sondern nur wenn die Bedeutung ihnen zugehört, von ihnen gilt. Aber Bedeutungen sind ihrem Wesen nach ganz davon unabhängig, ob irgendwelche Laute sie geltend ausdrücken oder nicht. Am klarsten wird der Gegensatz, wenn man z. B. die Wörterbücher einer Anzahl beliebiger Sprachen vergleicht. Da findet man unter «demselben» Wort, d. h. unter einem identisch wiederkehrenden Gebilde derselben lautlichen Reihenfolge und Struktur die allerverschiedensten Bedeutungen vereinigt.

Daß irgendwelche innere Beziehungen diese Bedeutungen zusammenhalten, wird man aus keinem Grund behaupten können. Allerdings ist es theoretisch keine Unwahrheit, wenn man sagt, daß das bestimmte Wort alle diese Bedeutungen «haben kann», wenn man sich nur klar macht, daß ein konstruktiver, nicht ein realer Gegenstand Subjekt dieses an-sich-wahren Urteils ist. Von solchen Gegenständen als Subjekt wird besonders im Kapitel Entwicklung weiter die Rede sein.

Übergang zum System der Bedeutungen: die Interjektion.

Vielleicht ist der Ausdruck: Bedeutung für die Stufe, zu der wir jetzt kommen, weniger passend. Man kann die Interjektionen (zunächst sind nur die ursprünglichen gemeint, nicht die verstümmelten, aus vollständigen Worten hervorgegangenen) nicht aus der Sprache hinausweisen, selbst nicht aus der Systematik. Haben sie doch auch das Typische, Lauteinheiten, obwohl einfachster Art zu sein, denen aber doch schon ein festes psychisches Korrelat entspricht, zwar nicht ein Bedeutungskorrelat, insofern man diese Bezeichnung für die Verständigungszwecke reservieren will, aber doch jedenfalls ein Ausdruckskorrelat (wir folgen hier im allgemeinen der Dreiteilung, die von K. Bühler in seinem zusammenfassenden Bericht: «Kritische Musterung der Theorien des Satzes» im Indogerm. Jbch. 1918 gegeben wurde). Dieses Korrelat ist dann kein logisch faßbares, sondern ein emotionelles, was aber der Bestimmtheit keinen Abbruch tut. Zwar kann ein evtl. Hörender den geäußerten Laut verstehen, aber er wird ihn nicht als für den Mitteilungszweck bestimmt auffassen können. Vielleicht kann man den Unterschied so formulieren: Interjektion ist Ausdruck, alles weitere Sprachliche leistet, meint Ausdruck eines seelisch-Vorhandenen. Der Unterschied besteht dann eigentlich darin, daß die Interjektion mehr Ausdruck des psycho-physischen Organismus, die eigentliche Sprache aber

Ausdruck von Bedeutungen ist. Der reflexionsmäßige, objektivierende Charakter, der immer in gewissem Grade dem Gesprochenen anhaftet, ist in der Interjektion minimal vorhanden und nur eine am Verständigungszweck ganz orientierte Sprachtheorie kann daran schuld sein, daß man dieses Gebiet am besten mit dem Namen *inter-jectio* zu kennzeichnen glaubte, denn sie kann zwar als *inter-jectio* gebraucht werden, das ist aber ebenso wenig ihr Wesen, wie wenn man einen Zwischensatz *Inter-jectio* nennen wollte. Das Unvermittelte der Interjektion ist gerade so auffallend, daß es scheint, als ob das konkrete Bewußtsein sie aus sich hervortriebe, ohne damit einen Akt der Benennung zu vollziehen: es fehlt an ihr die Objektivierung. Darum kann man auch von einem System dieser untersten Einheiten, das für bestimmte Fälle Geltung hätte, schwerlich sprechen. Nicht als ob jede der in einer Sprache gebräuchlichen Interjektionen für jeden Zustand angewendet werden könnte, aber die Freiheit ist doch größer als in den eigentlichen Bedeutungsgebieten, womit noch nicht gesagt ist, daß nicht in jedem Einzelfall die gesamte Bewußtseinslage zum Gebrauch dieser bestimmten Interjektion veranlaßt. Man könnte eine ganze Stufenreihe der Normativität aufstellen, worin dann die Interjektion als Nur-Ausdruck eines individuellen Zustandes und noch nicht Ausdruck-meinend einerseits und das reine Wortsymbol für den objektiven, festumschriebenen Begriff andererseits die äußersten Pole bilden. Wir stehen also mit den Interjektionen an der Grenze der sprachwirklichen Schicht und des Bedeutungssystems.

Das Bedeutungssystem.

Versuchen wir jetzt, in das Gebiet der «Mittelstufe» einzudringen. Es ist zunächst aus praktischen Gründen Gewohnheit, die realen Worte in einer Sprache nicht für die Systematik heranzuziehen. Man begnügt sich mit den systematischen (nicht historischen) Prinzipien ihrer Bildung und mit den

Formen, die ihre Bedeutungsverhältnisse im Zusammenhang zum Ausdruck bringen. Nur dasjenige am Einzelwort, was irgendwie «formal» sich abhebt, findet in der Grammatik einen Platz. Besonders gilt das für jene Reihen möglicher zusammengesetzter Worte, die einem Prinzip gemäß aufgebaut werden können. Diese bilden schon den Übergang zu den Einheiten höherer Ordnung, wie sie die Syntax kennt. Aber sie setzen doch selbst wieder Material voraus, das zuletzt einfach lautlich gegeben ist. Es ist denn auch undurchführbar, von lautlichen Bestimmtheiten ganz abzusehen. Nicht jedes Wort ist eine Lauteinheit mit selbständiger Bedeutung; ohne Bedeutung kann zwar kein Wort sein, aber nicht jede Bedeutung ist selbständig. Das Wort ist sprachlich-lautliche Einheit. Es gibt auch Einheiten von Einheiten. Man gelangt aber beim analytischen Abbau immer zu letzten Einheiten, die als einfach gegeben hingenommen werden müssen. So läßt sich die Sprache in Einheiten zerlegen oder darauf zurückbringen (Konstruktionen, Flexions- und Wortbildungsgesetze), die gesetzmäßige Bedeutungszusammenhänge höherer und niederer Ordnung darstellen. So sind im Lateinischen z. B. die Flexions- und Konjugationsgesetze niederer Ordnung als ein Accusativus cum Infinitivo, durch den ein komplizierterer Zusammenhang ausgedrückt wird. Je höherer Ordnung eine Einheit oder Gesetzmäßigkeit ist, desto komplizierter die logische Bedeutung, die ihr zugehört und ein desto größeres Gebiet möglicher lautlicher Anwendungen umspannt dieselbe. Es stellen sich damit die komplizierteren Bedeutungsgebilde als nicht lautlich heraus, ohne daß aber die Beziehung auf Lautliches fehlt. Denn in der konkreten Sprachwirklichkeit erscheinen diese Gebilde immer in ihrer Anwendung auf niedrigere Einheiten, die sich zuletzt aufbauen auf lautliche Data. Was aber die Vermittlung zwischen dieser Systematik, die eine Systematik unlautlicher Formen ist, und dem konkret Gesprochenen liefert, das sind eben die lautlichen Urdata, die bestimmten Bedeutungswert haben (z. B. beziehenden usw.).

Die Begriffe Stamm und Wurzel haben hier auch ihren Platz. Ihre Trennung vom Wort erscheint jetzt nicht so fundamental mehr. Auch das Wort verdanken wir der theoretischen isolierenden Erfassung. Wenn das in den modernen Sprachen weniger auffällt, weil durch den Verlust der Flexionsendungen das Wort den Schein eines absoluten, in sich geschlossenen Gebildes erhält, so belehren uns darüber die flektierenden Sprachen, wie das Lateinische und Griechische u. a. Dort steht das Wort immer in einer Beziehungsform und muß man durch Abstraktion den Stamm oder die Wurzel als eigentlichen Bedeutungsträger herauschälen. Die Wurzeln sind aufzufassen als Ausgangspunkte für untergeordnete Systeme, ohne selbständige Existenz zu haben. Ein Formmaterial in verschiedenen Abstufungen der Bedeutung liefert dann die Sprachwirklichkeit. So in den flektierenden Sprachen Nominal- und Verbalstamm. Man kann sie fiktiv nennen, aber das Sprachbewußtsein benimmt sich, als ob es von ihnen her seine Bildungen entliehe. Auch insofern kann nicht im Sinne der alten Assoziationspsychologie das Sprechen als eine Art passiver, aus zufließenden Assoziationen erklärlicher Prozeß gedeutet werden, sondern nur als ein Resultat von Stellungnahmen zu normativen Systemen, wiewohl diese immer mit vorher Realisiertem zusammenhängen, was besonders im nächsten Kapitel näher auszuführen ist. Es wurde schon bemerkt, daß nicht das Realisierte als unübersehbare Totalität dabei maßgebend ist, sondern ein in typischer Weise es Normierendes, zu dessen Bezeichnung Namen wie Verschmelzungsresiduum wohl wenig geeignet sind. Aber eben dieser Standpunkt macht es möglich, der Annahme von Gebilden, die sonst nur für das Sprachenlernende, konstruktive Bewußtsein als sinnvoll erscheinen, wie die Stämme und Wurzeln, eine mehr als methodische, objektive Bedeutung zu verleihen.

Systematik und Realisiertes.

Ist nun auch die Systematik hinreichender Erklärungsgrund für das Material des wirklich Gesprochenen? Kann alles tatsächlich Vorfindbare als Geltungsmäßiges gedeutet werden? In gewissem Sinne ja: nämlich insofern wir annehmen, daß jede Sprachäußerung Sinn hat (das Pathologische schließen wir hier aus). Aber fallen dann nicht Systematik und Realisiertes zusammen? Die Erwartung scheint berechtigt, nachdem sich die Tätigkeit des Sprechens als von der Systematik geleitet herausgestellt hat. Zugleich muß aber darauf geachtet werden, daß die Systematik zwar logisch für die Sprechfähigkeit Voraussetzung ist, aber trotzdem uns erst an dem Gesprochenen zum Bewußtsein kommt. Es ist also das Systematische dem Realen hinzuzukonstruieren, so daß letzteres methodisch den Vorrang behält. Methodisch steht dann auch immer die Systematik hinter dem Realen zurück, während objektiv, wie wir noch sehen werden, das Reale das systematisch Geltende immer nur annähernd realisiert, durch seine Realisierung aber zugleich neue Geltungsformen vorbereitet. Ein Realisiertes ist immer von seiner Norm verschieden. Das muß auch hier der Fall sein. Es kommt aber noch hinzu die völlige Verschiedenheit der Sphären, die Systematik und konkrete Sprachwirklichkeit zwar aufeinander bezogen sein läßt, aber doch ein Zusammenfallen unmöglich macht. Denn die systematische Sphäre ist prinzipiell eine überzeitliche, normative, und der wirkliche Prozeß verläuft einreihig in der Zeit. Dieser Unterschied geht so tief, daß sogar die ganze Verknüpfung der zwei Sphären zum Zwecke der Sprachtheorie als problematisch erscheinen kann. Immerhin bleibt es der einzige Ausweg, nachdem einmal festgestellt ist, daß die Wissenschaft der Sprache sich auf das Wort und seine Verbindungen nicht beschränkt. Für die grammatische Sprachklärung ist es eine prinzipielle Forderung, daß sie alles, was ihr an Material geboten wird, mit der Systematik in

Zusammenhang bringt. Das heißt eben grammatische Erklärung. Nun ist das Sprachwirkliche auch zeitlichen Faktoren ausgesetzt, die auf Systematisches an sich nicht wirken können, und dadurch wird die völlige Unterbringung eines sprachlichen Tatbestandes unter ein bestimmtes System niemals restlos möglich. — Wir haben unsere Forderungen nur von der Seite des sprechenden Subjekts gestellt, kommen aber für das Sprachganze, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, ohne Zuhilfenahme einer objektiven Methode, die Zeit und Wechsel hineinbezieht, nicht aus. Es hat jede systematische Grammatik an der historischen ihre Grenzen, wiewohl, wie wir sehen werden, das Systematische niemals aus dem Historischen sich ableiten läßt. Denn der Inhalt, worauf schließlich die Systematik sich gründet, ist aus zeitlichem Geschehen nicht deduzierbar.

Niedere und höhere Bedeutungseinheiten.

Eine inhaltliche Erörterung und Klassifikation der systematischen Einheiten, die sich zur Einheit des Systems der Einzelsprache zusammenschließen, würde über den Rahmen dieser Schrift hinausgehen. Doch dürften einige Andeutungen am Platze sein, zunächst die Analyse des Verhältnisses zwischen Wortsystematik und Syntax. Wo am Wort nur dasjenige unter ein Gesetz gebracht werden kann, was sich auf Systematik zurückführen läßt (vgl. S. 70), da gehört alles, was unter Flexion und Wortbildung begriffen wird, selbst zur syntaktischen Systematik. Die sogenannte Etymologie, wie sie besonders die Grammatik der indogermanischen Sprachen kennt, ist eigentlich auch eine Art verdeckter Systematik, die nur dadurch einen Schein von Selbständigkeit hat, daß sie die systematischen Formen nur an gegebenen Worteinheiten untersucht und nicht über diese hinausgeht. Aber objektiv ist das nichtlautliche Geltungsmoment in diesen Gebilden ebensogut vorhanden wie in den höheren, mehr

umfassenden Formen, wie z. B. ein Accusativus cum Infinitivo. Denn das formindifferente Urmaterial liegt, wie wir gesehen haben, nicht inner-, sondern außerhalb der realsprachlichen Sphäre (vgl. S. 64 flgg.). Damit hängt auch ein anderes Moment zusammen, das auf den Unterschied zwischen systematischem Gebilde und realen Sprachdata ein typisches Licht wirft. Die theoretisch erfaßten niederen unselbständigen Einheiten stellen sich besonders dadurch als «Abstraktionen» heraus, daß sie mehrdeutig sein können. Nun kann das bei einem konkreten Satz auch der Fall sein, weil auch ein Satz für die Auffassung noch nicht eine absolut in sich bestimmte Einheit ist, aber je höhere Schichten der Systematik für die Bildung eines Konkreten Verwendung finden, desto formbestimmter ist der Inhalt. Die untere Stufe, das Urmaterial, das noch ganz bedeutungsfrei ist, ist eben dadurch jeder Bedeutung fähig. Es ist aus ihm niemals abzulesen, welche Bedeutungen sich aus der Zusammensetzung seiner Elemente ergeben werden. Das ist Sache reiner Gegebenheit. Nicht so liegt die Sache aber bei den höheren Gebilden. Die sind in den unteren immer «vorbereitet», «nahegelegt»; sie lassen sich dann auch durch synthetische Konstruktion auffinden, aber nur wenn von vornherein feststeht, daß eine bestimmte Gruppe solcher einen einheitlichen Sinn abzugeben hat. Etwas mehr als reine Zusammensetzung der Bedeutungen der Elemente tritt dabei immer zutage. So sind die Abhängigkeitsformen des Substantivums und Verbums nur als in einer höheren Einheit ihren Sinn erfüllend zu verstehen. Denn für sich genommen sind die systematischen Beziehungsformen in ihrer Unselbständigkeit zwar bestimmt, aber mehrdeutig bestimmt. Kommen nun mehrere, sich gegenseitig ergänzende und aufeinander bezogene zusammen, so bilden sie eine Bedeutungseinheit, die viel konkreter ist, als an sich die niederen Einheiten je sein können. Es erklärt sich hieraus zugleich die schon oben berührte psychologische Tatsache, daß der Hörende mißverstehen oder nur nach längerem Nachdenken

verstehen kann, was dem Sprechenden selbstverständlicher Zusammenhang ist. Eine solche höhere Einheit liefert das Grundgerüst für den realen Satz, ja sie kann sogar einen solchen darstellen. Aber auch der Einzelsatz ist noch nicht das volle Konkretum, insofern und solange er als aus dem Zusammenhang isoliert erscheint. Allerdings können die niederen Einheiten nicht ganz unbestimmter Bedeutung sein, sonst würde auch ihre Zusammensetzung keine konkrete Bedeutung zum Ergebnis haben können. Es wird aber die größere Allgemeinheit, d. i. in diesem Fall die geringere Konkretheit dieser Bedeutungen, auch daraus ersichtlich, daß manchmal mehr oder weniger umständliche begriffliche Umschreibungen erforderlich sind, um den logischen Inhalt solcher Bedeutungen zu charakterisieren. Dabei wird dennoch immer davon ausgegangen, daß dem einheitlich gefaßten Lautkomplex tatsächlich eine umgrenzbare Bedeutung zugrunde liegt. Mag diese noch so intuitiver Art und für die begriffliche Erfassung nur mittels komplizierter Konstruktion zugänglich sein, es bleibt die Bedeutungsbestimmtheit ein unumgängliches Erfordernis für die Isolierung, die das Wort aus dem Konkreten heraushebt. Dem konkreten Satz ist diese Mehrdeutigkeit schon weniger eigen und nur das zu-verstehen-suchende Bewußtsein, das das Gehörte von der Systematik her zur Einheit zusammenzufügen versucht, kann auf Mehrdeutigkeit verfallen. Der in ungestörter Tätigkeit Sprechende verhält sich wesentlich anders. Er benützt die Systematik immer nur zur höchst möglichen Konkretisierung. Das soll an einem Beispiel näher ausgeführt werden. Germ.-Rom. Mtsh. V, 1913, S. 353 u. f. behandelt Eugen Lerch: Satzglieder ohne den Ausdruck irgendeiner logischen Beziehung. Der Aufsatz beginnt: «Die Sprache ist dazu da, die Gedanken zu verbergen. Jedenfalls läßt sie die Möglichkeit dazu, die Möglichkeit, mit demselben Wort Verschiedenes, ja Entgegengesetztes auszudrücken: frz. hôte ist gleich Gast und Wirt usw., ... und wie mit den Worten,

so verhält es sich mit den Satzgliedern und Sätzen». Es leuchtet sofort ein, daß Lerch bei dieser Behauptung von der Systematik der Sprache ausgegangen ist. Weiter heißt es: «Man überläßt es dem Hörer, aus der Situation heraus die vom Sprechenden gemeinte Beziehung zu verstehen». Es sieht so aus, als ob für Lerch der Sprechende selbst mit bewußter Absicht von allgemeinen Bedeutungen Gebrauch macht, aus denen er dem Hörenden das Erraten des konkret Gemeinten überlassen möchte. Das ist aber nur ausnahmsweise der Fall. Sobald man von Möglichkeiten spricht, wie im Anfang des oben zitierten Artikels, ist man aus dem konkreten fraglosen Sprechen und Verstehen schon heraus und steht mitten in der Systematik. Denn das Realisierte ist Voll-konkretes, wenigstens für den Sprechenden, während für den Hörenden die Möglichkeit des Miß- oder Nichtverstehens, eben weil er das Gehörte an der Systematik mißt, worin alles Konkrete nicht eingeht, nicht ausgeschlossen ist. Die Mehrdeutigkeit einer sprachlichen Einheit kommt dadurch zustande, daß lautlich zusammengehörige oder übereinstimmende Substrate als einheitliche Gegenstände ohne die subtile Differenzierung, die der konkrete Gebrauch damit vornimmt, erfaßt werden, so daß dann verschiedene Bedeutungen zugleich darauf bezogen erscheinen. Allerdings stehen diese Bedeutungen doch auch nicht ganz beziehungslos nebeneinander. Kommt die Gegenstandsetzung durch identifizierende Abstraktion lautlicher Substrate zustande, so sind doch auch die Bedeutungen manchmal verwandt und ist zu unterscheiden von dem Fall, worin die Bedeutungen nicht verwandt sind und das reine Lautbild zur einheitlichen Beziehung veranlaßt. Zugleich ist noch darauf zu achten, worauf auch Lerch in seinem Artikel aufmerksam macht, daß manchmal die unvollständige Wiedergabe des Gesprochenen in der Schrift Ursache der Vieldeutigkeit ist, da z. B. wichtige und für die Bedeutung entscheidende Akzentunterschiede in der Schriftsprache vielfach nicht angegeben werden. Das

ist insofern von Wichtigkeit, als es uns daran erinnert, daß bei eventuell vollständiger Gegebenheit des psychophysischen Prozesses im Sprechenden für den Hörenden von Vieldeutigkeit nicht die Rede sein könnte, da dann das ganze Konkretum des Bewußtseins und damit des sprachlich Ausgedrückten uns offen vor Augen läge. Weiter als zu einer bloßen Rekonstruktion wird man es hier nicht bringen können. Die individuellen psychophysischen Realitäten sind durch begrifflichen Aufbau nicht in ihrer ursprünglichen Konkretheit wiederherstellbar. Es ist die innere Seite des Prozesses für den Sprechenden selbst nur in der Reflexion theoretisch erfaßbar und für den Hörenden aus dem Gehörten rekonstruierbar. Insofern ist der Hörende theoretisch besser eingestellt auf den Sprachprozeß im Sprechenden, als dieser selbst, während er spricht. Andererseits aber ist die Möglichkeit des Mißverständnisses zwischen Sprechenden und Hörenden dadurch bedingt, daß die Rekonstruktion nicht so sicher das konkret Gemeinte wiedergibt, als die Konstruktion das auf Seite des Sprechenden tut. Aber, fragen wir weiter, worin besteht denn überhaupt der Unterschied zwischen den beiden? Schöpfte doch, wie wir feststellten, der Sprechende auch aus der Systematik, um dem Psychisch-Vorhandenen Ausdruck zu geben. Ist denn die Konstruktion mit ungestörter Sicherheit immer möglich, nur nicht die Rekonstruktion? Es ist im Gegenteil zu erwarten, daß das Moment der Störung sich auch im Sprechenden bisweilen geltend macht, schon darum, weil Systematik und realisierte Sprache dem Wesen nach nicht zusammenfallen können. Nun sind auch tatsächlich solche Störungen gegeben. Es gehört zu den psychologischen Tatsachen des Sprachbewußtseins, daß ab und zu das Bewußtsein den «richtigen» Ausdruck sucht und ihn nicht findet. Stellungnahme und Realisierung werden dann versucht, sie kommen aber nicht zum Abschluß. In dieser Hinsicht ist besonders die Pathologie höchst belehrend: in Agrammatismus, Aphasie und

ähnlichen Erscheinungen äußert sich ein intensives Unvermögen zur Realisierung (vgl. Pick a. W.).

Die theoretische Form der Systematik. System als Methode für die Erklärung des Konkreten.

Achten wir jetzt auf die Urteilsformen, in denen Systematik sich darstellt. Die Ausnahmestellung unserer Wissenschaft, daß mit Hilfe der Sprache von Sprache geredet werden muß, macht sich hier besonders scharf bemerkbar. Die Gefahr einer bloßen Identifizierung gewisser Geltungseinheiten, die auf einzelsprachlichen Urgegebenheiten aufgebaut sind, mit in der Geltungsform übereinstimmenden Einheiten in einer anderen Sprache, die auf eigenen Urgegebenheiten sich aufbauen, also lautlich verschieden sind, ist besonders verlockend. Der lateinische und griechische Genitivus wäre davon ein Beispiel. Da die Übereinstimmung nicht im Urmaterial (wir sehen zunächst von der Verwandtschaft der beiden Sprachen absichtlich ab), sondern in der parallelen, lautlich-formalen Ausdrucksweise einer bestimmten Bedeutungsbeziehung besteht, also eine reine Formübereinstimmung ist, ist es selbst für praktische Zwecke ungenügend, sich mit einer Nebeneinanderstellung zufrieden zu geben. Hat doch diese, wenn sie schon rein lautlich zu keinem Ergebnis führt, nur durch die formalen Geltungsmomente, die verglichen werden, Bedeutung. Es ist aber weder empirisch richtig, noch theoretisch gefordert, daß in allen Einzelsprachen die Weise, worauf Laut und Lautform für Geltungszwecke verwertet werden, dieselbe sein sollte, und die Untersuchung der außerhalb des europäischen Kreises gelegenen Sprachen ist gerade dadurch so besonders lehrreich gewesen, daß sich die Variabilität des Laut-, Stellungs- und Akzentgebrauchs für Bedeutungszwecke sonnenklar herausgestellt hat. (Vgl. bes. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft usw., S. 50.) Daß das überhaupt möglich ist, wird nur dadurch verständlich, daß der Zusammenhang zwischen Lautform und

Bedeutung vermittelter, geltender Art ist.) Was aber prinzipiell, von weiterer Empirie unabhängig feststeht, ist die Tatsache, daß nur in begrifflich irgendwie Bestimmbarem der Geltungswert der höheren und niederen lautlichen Einheiten bestehen muß, was einschließt, daß letzten Endes jeder für eine Einzelsprache als solche typischer Geltungswert sich in jeder beliebigen anderen muß ausdrücken lassen, sei es auch durch Umschreibung, ohne daß darum ein unmittelbares Korrelat vorhanden zu sein braucht. Was umschreibbar ist, ist natürlich nur der Sinn, niemals die konkrete, gefühlsmäßige Seite der Lautbedeutung. Sogar beim Einzelwort möchte man daran zweifeln, ob es jemals ein absolutes Korrelat in einer anderen Sprache haben kann, weil für die konkrete, gefühlsmäßige Seite der Bedeutung auch der Lautklang als solcher mitbestimmend ist. Das Bedeutungsgefühl, das sich mit einem Wort verbindet, gehört zum Nichtobjektivierbaren. Nur das rein Bedeutungsmäßige muß für alle Sprechenden dasselbe sein, da es von allem es vertretenden Lautwert unabhängig ist. Verständnis dieses rein Bedeutungsmäßigen ist Voraussetzung nicht nur für das Verständnis der Sprache, sondern des Bewußtseinslebens überhaupt. Es liegt also völlige Bedeutungsbestimmtheit und -bestimmbarkeit im Wesen alles Sprachlichen. Denn ein verborgenes irgendwie dahinter liegendes «An-sich» kann dieser Gegenstand nicht haben. Alles an ihm ist bedeutungsmäßig, «verständlich». Ist er doch geradezu der möglichst immanente, zugleich vielleicht aber dadurch einer der schwierigsten, die man sich denken kann. Nicht ein Rest des überobjektiven Transzendenten schafft hier die Schwierigkeit, sondern das allzu Subjektive, Unobjektivierbare. Auch hierin erblicken wir eine fundamentale Kluft gegenüber der Systematik der Natur, wenn man davon reden darf. Dort ist alles Inhaltliche ein dem Bewußtsein durch Wahrnehmung Aufgedrungenes, Zugeführtes, Transzendentes. Hier im Gegenteil findet das theoretische Bewußtsein den eigenen,

zwar noch unreflektierten Inhalt und die Ausdrücke, die ihn geltend objektivieren, vor. Nur das Lautmaterial berührt sich, wie schon ausgeführt, nahe mit der «Natur». Es ist aber im Zusammenhang der sprachlichen Tatsachen auch nur Material, und überdies eine in sich geschlossene übersichtliche Reihe physischer Möglichkeiten, also nur ein Ausschnitt aus dem Gebiet der in unendlich fortgesetzter Erfahrung zu erobernden Natur der Naturwissenschaft.

Achten wir jetzt auf die Methode, nach welcher jedes Konkretum, das mit sprachlichem Ausdruck behaftet ist, in seiner völligen Bedeutungsbestimmtheit für das fremde oder eigene Bewußtsein deutbar sein muß. Fangen wir mit dem eigenen Bewußtsein an. Den Wert und die Möglichkeit der Selbstbeobachtung hat man bezweifelt. Besonders Wundt ging darin zuerst sehr weit, hat aber bekanntlich einen sich gegen diese Methode wendenden Abschnitt in seiner physiologischen Psychologie späterhin gestrichen. Die statt der Introspektion vielfach angepriesene Methode des Experiments setzt die Selbstbeobachtung doch eigentlich wieder voraus. Denn die Verfahrensweise der Experimente für psychologische Zwecke ist nicht eine bloß mechanisch konstatierende, weil ihre Objekte nicht als isolierte Mechanismen zu verstehen sind, sondern sie ist eben aufgebaut auf Voraussetzungen der reflexiv-analytischen Psychologie. Ohne Hilfe dieser wäre der Möglichkeit aller experimentellen Psychologie der Boden völlig entzogen. Denn die Veranstaltung der Experimente beruht auf vorheriger Überlegung über erwartete oder mögliche Zusammenhänge zwischen physischen und psychischen Vorgängen. Dazu ist aber Erkenntnis der psychischen Vorgänge unbedingt erforderlich. Die Schwierigkeit der reflexiven Methode liegt nun einmal darin, daß wir nicht beliebig die Bedingungen für das Objekt wiederholen können, wie das bei Naturobjekten der Fall ist, und daß die Berührung durch die Reflexion, die selbst als Bewußtseinsinhalt auftritt, die Erfassung des reinen Konkretums stört. Das Bewußtseins-

konkretum in seiner vollen Konkretheit vor sich oder vielmehr in sich zu haben, und zugleich die theoretische Aufmerksamkeit darauf zu richten, ist nicht möglich, denn da würde das an sich untheoretische Konkretum sofort durch ein anderes Moment unerbittlich durchbrochen werden, und infolge dieser Trennung innerhalb des Bewußtseins aufhören, Konkretum zu sein. Daß der theoretische Blick am Gegenstand eine Änderung vornimmt, etwas daran macht, das ihm «an sich», in seiner Unbetroffenheit von der Theorie nicht eigen war, bewährt sich auch hier. Und daß sich durchaus nichts, nicht einmal das eigene Bewußtseinsleben theoretisch fassen läßt ohne diese umformende Zutat, bestätigt nur die Allgemeingültigkeit dieses Grundgedankens der kritischen Erkenntnistheorie. Fragen wir aber, woher dann in diesem Falle das umbildende Moment am theoretisch erfaßten Bewußtseinskonkretum stammt, so kann das, da hier etwas sich selbst, oder wenigstens sein Eigenes erfaßt, auch nur aus ihm selbst stammen, d. h.: die theoretische Erfassung eines Bewußtseinskonkretums, das mit Sprachäußerung verbunden ist, läßt sich nur denken als eine durch gespanntere Aufmerksamkeit zustande kommende, tiefere Bewußtheit dieses Konkretums selbst (vgl. S. 103/4). Es ist, als ob man hier tatsächlich etwas vor sich hätte, das nicht aus einem anderen, sondern wirklich nur aus sich selbst heraus zu verstehen ist, in demselben Sinne, wie jemand, dessen Gedanken über einen Gegenstand zuerst verworren sind, dadurch daß er die Überlegung bis zur Klarheit weiter führt, «über sich selbst» klar wird. Der Gang dieses Verfahrens bringt dann besonders für das Sprechende, d. h. das psychisch-aktive Bewußtsein mit sich, daß gerade das logische, als zu reinst möglichem Bewußtsein seiner selbst gekommene Bewußtsein eminente Bedeutung erhält. Wenn tatsächlich die Lage des Bewußtseins die oben geschilderte ist, so muß sich das zur Klarheit des Logischen entwickelte Bewußtsein für die konkreteren niederen Stufen, also

auch für das konkrete Sprachbewußtsein als Voraussetzung und Erklärungsgrund erweisen. Allerdings läßt sich dagegen ein sehr wichtiger Einwand erheben, nämlich, ob denn nicht das Logische ein Überpsychologisches, schlechthin Objektives sei? Dann würde man nicht das Recht haben, zu behaupten, daß Eigenes mit Eigenem erkannt wird, denn dann stände das Konkret-Psychische dem erkennenden Bewußtsein ebenso nahe oder ferne, wie irgendwelches beliebige andere Objekt. So wird z. B. von Rickert die Psychologie als Einzelwissenschaft einfach mit der Naturwissenschaft auf eine Stufe gesetzt. (Vgl. System d. Ph. I, bes. S. 283 flgg.) Vielleicht geht aber der Kampf gegen den Psychologismus hier doch zu weit. Denn bei dieser Auffassung der Psychologie scheint die Analyse alles Innerpsychischen, also der «verständlichen Zusammenhänge» aus der wissenschaftlichen Psychologie hinausgewiesen zu werden.

Es ist in der syntaktischen Grammatik üblich, die sog. elliptischen Formen durch ihre logische Ergänzung zu erklären. Auch darin zeigt sich das erklärende Denken bemüht, das sprachlich Geäußerte durch Logisches verständlich zu machen. Trotzdem kann das Verfahren, vom Logischen aus Psychologisches erklären zu wollen, vielfachen Bedenken ausgesetzt erscheinen, besonders wenn man sich klar macht, in wie rationalistische Wege sich die alte Psychologie dadurch verirrt hat. Die Kritik, die einsetzte, als die Psychologie zu einer selbständigen Wissenschaft sich erhob (vgl. Einltg. S. 13, 14), war allerdings berechtigt. Was aber unberechtigt und wissenschaftlich undurchführbar erscheint, ist eine Methode, die, allem Logischen feindlich und fremd, das psychisch Gegebene rein gefühlsmäßig, «erlebend» verstehen möchte, und dabei zugleich den Anspruch erhebt, theoretische Erfassung ihres Gegenstandes zu leisten. Besonders für die höheren, auf Objektives gerichteten Seelenbetätigungen wird sich das als grundfalsch erweisen. (Vgl. bes. Maier, Psych. ds. emot. Denkens,

Kap. 2 bes. S. 15.) Das Konkrete, sagt man, wie es das Psychische doch eigentlich ist, soll in seiner Eigenart verstanden werden. Nun wird niemals etwas verstanden, so wie es «eigentlich» ist, sondern immer nur so, wie es uns zu verstehen möglich ist. In seinem schon öfters zitierten Buche «Allg. Psychologie» I, S. 191 hat Paul Natorp sich darüber in folgender Weise geäußert: «So viel ist klar: unmittelbar läßt sich dem letzten Subjektiven des Bewußtseins nicht beikommen. Das Unmittelbare des Bewußtseins läßt sich nicht auch unmittelbar fassen und beobachten. Mit gutem Grunde bezeichnet man daher die Art, in der wir das Subjektive des Bewußtseins uns allein zum Bewußtsein bringen können, als 'Reflexion', d. h. gleichsam Spiegelung. Aber als in der Reflexion reflektiert, ist das Unmittelbare schon nicht mehr das Unmittelbare.» Letzteres dürfte den Kern der Sache treffen. Wir schließen uns hier dem Standpunkt Heinrich Maiers an, der in seiner Psychologie des emotionalen Denkens das logische Moment als für das ganze emotionale Gebiet wesentlich erwiesen hat. Es stellt sich als die eigentümliche Lage des konkreten Bewußtseinsinhalts heraus, daß dieser nicht als aus einem Einfacheren, als er selbst ist, resultierend begriffen werden kann, also nicht als ein Aufbau von Elementen, sondern nur als ein Gerichtetsein auf ein Objektives, mehr Differenziertes, Klareres, das ihm als Normativ, Richtung-gebend gegenübersteht. Während das Naturobjekt sich begreifen läßt aus seinem Ursprung, wird es das Psychische aus seiner Vertiefung, seiner Vollendung, das mehr Subjektive, Konkrete aus dem mehr Objektiven, Differenzierten, das sich erst hinterher aus ihm entwickelt. So auch in der Sprache: die konkrete, gefühlsmäßige Bewußtseinsäußerung wird gedeutet und verstanden an ihrem durchsichtig gewordenen, logisch formulierten «Sinn». Alles, was ausgesprochen zu werden strebt (einschl. die unterste Stufe des Ausrufs), hat eine logische Tendenz in sich, wobei «logisch» in jenem

weiteren Sinn zu fassen ist, den ihm Maier gibt. Natorps «Objektivierungstendenz» dürfte dasselbe ausdrücken. Die Ausführungen dieses Philosophen in seiner Allg. Psych., die darauf ausgehen, den ganzen konkreten Inhalt des Bewußtseinslebens als in Beziehung stehend zum Objektiven zu verstehen, scheinen auch für unser Thema von weittragender Bedeutung. Das Logische ist nicht zu fassen als ein Objektives, das nicht auch «subjektiv» werden könnte, sondern als Grenze eines sich zwischen den Polen reiner Subjektivität und reiner Objektivität bewegenden realen Prozesses.

Sprachsystematik und Logik.

Es hat sich also das Logische herausgestellt als dasjenige am Bewußtseinsinhalt, was als seine Form reinsten Wirklichkeits- oder vielmehr Gegenstandserfassung ihm vor-schwebt, ohne daß es diese Form völlig in sich aufzunehmen imstande wäre. Es ist, um ein Bild zu gebrauchen, das Logische für die Bewußtseinsvorgänge, sozusagen die Koordinate eines Systems, das uns in den Stand setzt, die konkreten Punkte und die momentane Richtung der Bewegung jeweils begrifflich zu bestimmen und festzulegen. Allerdings muß jene scheinbare Einfachheit und Fraglosigkeit, die dem konkreten Bewußtsein noch inne wohnt, weil die Aufmerksamkeit des unreflektierten Bewußtseins auf den gemeinschaftlichen objektiven Inhalt, woran die Sprechenden sich beteiligen, gerichtet ist, für die theoretische Betrachtung verschwinden. Die «Erklärung», die das zu Erklärende zu einem «Erledigten» machen soll, kann das nur auf Grund von Setzungen neuer höherer Datenreihen, die sich bei Analyse des Konkretums als unentbehrliche Richtpunkte herausstellen. Es ist also die Paradoxie aller sprachlichen Erklärung, daß sie den Gegenstand kompliziert anstatt ihn zu vereinfachen. Das ist indessen natürlich nur so vom Standpunkt des nichttheoretischen, aber trotzdem «verstehenden» Bewußtseins aus; für das zuerst nichtverstehende Bewußtsein

leistet Erklärung natürlich Aufklärung. So kommt die Erklärung eines bewußtseinskonkreten Sprachlichen nicht aus, ohne den zunächst subjektiven Sinn des Sprechenden zu verstehen (das Verstehen der Meinung des Sprechenden), und dieses subjektiv Gemeinte stellt sich dann in Beziehung zu irgendeinem Objektiven, Letzten (das Verstehen desjenigen, was der Sprechende sagt). Denn aus nur Subjektivem kann kein Sprachliches verstanden werden; eben dadurch, daß es nicht nur Subjektives enthält, wird es erst zum Sprachlichen. Es ist klar geworden, daß das Wissen um die Systematik der sich abstufenden lautlichen Einheiten und ihrer Geltungswerte bei weitem nicht genügt für das Sprachverständnis. Obige Ausführungen beziehen sich zugleich auf ein unabhängig von dem an der Systematik orientierten Gesprochenen, diesem logisch vorausgehendes Gedachtes, das immer nur in seiner Beziehung auf Objektives zu fassen ist. Es weisen so in immer umfassenderen Reihenfolgen die Gebiete: Lautäußerungen — davon geltende Bedeutungen — in der Psyche Gemeintes — Objektives (Richtiges usw.) aufeinander hin. Es kann demnach das «Verstehen» sich nicht auf das psychologische Verstehen der individuellen Sprechfähigkeit beschränken, sondern diese ist wieder als eine stellungnehmende gegenüber Objektivitätssphären verschiedener Art aufzufassen. Zu dem, was man das Verstehen aus der «Situation» nennt (vgl. S. 76), ist dann die Gesamtheit objektiver und subjektiver individueller Beziehungspunkte erforderlich. Es ist bei der vorgenommenen Abstufung der psychischen und darüber noch hinausragenden Gebiete von vornherein schon wahrscheinlich, daß sich in der Gliederung derselben Entsprechungen zeigen werden, weil alles Psychische als auf Objektives hingerichtet und alles Objektive als irgendwie psychisch erfassbar und darstellbar erscheint. Die Beziehung des einen zum anderen kann nicht nur eine Beziehung der Gegenstände überhaupt sein, sondern muß zugleich in den Gegenständen liegende Differenzierungen betreffen. Und in der Tat läßt sich das

auch so ausführen. Wir fangen an bei der obersten Sphäre. Ein höchst Objektives ist der Inhalt des logischen Urteils. Seine Struktur ist kategorial, synthetisch. Gegenstand und Beziehung sind in dieser Region die höchsten Differenzierungen. Dieser entsprechen in der psychischen Sphäre Gegenstandssetzung und Beziehungserfassung. Auch Wundt unterscheidet so: die Sprachsystematik hat entsprechend Nomen und Verbum als allgemeinste Einteilungsprinzipien. Nur knüpft sich daran die Frage: hat man eigentlich das Recht zu behaupten, daß jede Einzelsprache diese Redeteile «hat» oder nicht hat? Das ist jedenfalls nicht nur aus Unterscheidungen in der Sphäre der Laut-einheiten zu ersehen. Man drückt sich vielleicht richtiger so aus, daß man die Forderung aufstellt, daß jede Sprache sie ihrem Wesen gemäß haben muß, insofern jedenfalls zum Ausdruck der Erfassung von Gegenständen in Urteilen keine Sprache prinzipiell unfähig sein kann. Ob die Bezeichnung dieser auch durch lautliche Einheiten differenziert wiedergegeben wird, ist demgegenüber eine sekundäre Frage. Oder will man diese entscheidend nennen, dann muß wieder unterschieden werden zwischen der Sprache, die die Differenziation hat, d. h. zum Ausdruck bringt in lautformlichen Geltungswerten, und dem dahinter liegenden Bewußtsein. Letzteres muß notwendig die Grundunterscheidungen besitzen, womit auch die Auffassung, daß sie erst in einer späteren Entwicklung bewußt werden, sich verträgt. Der Sprache als System kann man nötigenfalls ein Minimum an lautlich ausgeprägten Unterscheidungen zutrauen: sie ist noch nicht das letzte. Aus dem Fehlen irgendeiner Konjunktion oder eines anderen Redeteils darauf zu schließen, daß im dahinterliegenden Bewußtsein etwas Grundwesentliches fehlt, ist nicht angängig. Dem Bewußtsein, das diesen Namen verdient, kann nichts «Wesentliches» fehlen. Denn es ist nicht zusammengesetzt aus Elementen, sondern die Einheit möglicher Grundansichten von Gegenständen über-

haupt. Nur die bewußte Differenzierung kann noch nicht eingetreten sein, das ist aber eine Sache für sich. Auch die Apperzeptionsvoraussetzungen dieses Bewußtseins wären näher zu untersuchen, was wieder nur in der Form einer Art Systematik möglich wäre, mit Hinsicht auf welche jeder konkrete Denkakt gedeutet werden müßte. Jedenfalls kommt man zu Korrelaten des Urteils, des Begriffs, des Kategoriensystems, die sich noch weiter fortsetzen lassen. Die parallele Gliederung von Logik und Sprachsystematik scheint damit im Prinzip gegeben und begründet. Sie ist aber nicht der angeblichen aristotelischen, die sich aus der vorliegenden Sprachsystematik die logischen Kategorien hervorholt, gleichzusetzen. Nachdem man aus Reaktion eine Zeitlang die Logik von aller Sprachwissenschaft hat fernhalten wollen, kommt man heute wieder davon ab und fängt an, in der Logik eine sehr wesentliche Korrelatwissenschaft für psychische Phänomene zu erblicken, die damit zugleich der Sprachwissenschaft ihre Dienste zu leisten bereit sein soll (vgl. S. 13, 14). Namentlich das Gebiet der Systematik erscheint als ein mit der Logik verwandtes. Handelt es sich doch bei der Aufstellung des Systems einer Sprache unmittelbar um die Besinnung auf die logische Bedeutung der theoretisch erfaßten Einheiten. Nur dadurch, daß logische Bedeutungen im Bewußtseinskonkretum von der Erklärung wiedererkannt und aufgefunden werden, ist Erklärung und Verständnis überhaupt möglich. Auch die Verständigung zwischen Sprechenden und Hörenden wäre undenkbar ohne die Vermittlung eines gemeinschaftlichen Logischen, auf das sich beide richten. So vermittelt die Sprachsystematik zwischen dem begrifflich unzugänglichen, urkonkreten Sprachbewußtsein des Einzelnen einerseits und der logischen überindividuellen Objektivität andererseits. Sogar ein sonst so «psychologisch» gerichteter Forscher wie Wundt hat sich nicht gescheut, vom Satz zu sprechen als «dem sprachlichen Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung

in ihre in logische Beziehungen zueinander gesetzten Bestandteile» (Die Sprache II, 248), wiewohl S. 245 ausdrücklich bemerkt wird: «Der Ausdruck „logisch“ darf dabei nicht die Vorstellung erwecken, als wenn es sich hier um Verhältnisse handle, die jenseits der Grenze der psychologischen Entwicklungsgesetze des Denkens liegen», und unmittelbar vorher: «Alle die . . . so aus der Gliederung des Satzes hervorgehenden analytischen Beziehungen nennen wir aber mit einem einzigen zusammenfassenden Ausdruck logische Beziehungen, um sie von anderen zu unterscheiden, die aus irgendwelchen dem sprachlichen Denken an sich fremden Assoziationsmotiven hervorgehen.» Allerdings hängt diese Beschränkung mit Wundts Auffassung, daß die logischen Normen und Sätze im Psychologischen immer vorgebildet sind, zusammen. Aber auch wo man die Geltung des Logischen von aller psychologischen Entwicklung unabhängig denkt, wird man die Formulierung der Satzdefinition anerkennen können. Dem Bestreben gewisser moderner Richtungen in der Psychologie, alles Logische, Transzendente aus diesem Gebiet zu bannen, kam von logischer Seite eine Richtung entgegen, die aus ihrem Bezirk alles nur Subjektive, Psychologische herauszuweisen die Tendenz hatte. Daß diese zwei nur scheinbar entgegengesetzten, tatsächlich sich ergänzenden Bestrebungen schon zur Verständigung gekommen wären, kann man leider nicht gerade behaupten. Sind doch zwischen den heutigen psychologischen Empiristen und den objektiven Logikern kaum Berührungspunkte aufzuweisen. Der Versöhnung am nächsten scheint der vermittelnde Standpunkt, den Sigwart in seiner Logik und H. Maier in der Psychologie d. emot. Denkens einnehmen. Vielleicht kann man auf die Dauer von den objektiv gerichteten Logikern auch für die Sprachtheorie mehr erwarten als von der anderen Seite; wiewohl praktisch das Gegenteil bis jetzt der Fall zu sein scheint. Das logische Denken ist tatsächlich die höchste Stufe in der Reihe der psychischen Erscheinungen

nach der Seite des menschlichen Vorstellungslebens und die empirischen Untersuchungen kann man sich doch nur als durch das Denken veranstaltet und damit in ihren möglichen Ergebnissen antizipiert denken. Auch sogenannte wissenschaftliche Empirie ist noch nicht jene unmittelbare Erfassung des Unmittelbaren, die sich schließlich jede «rein psychologische» Theorie auch für die Sprache träumt. Denn eine solche Erfassung ist eine reine Unmöglichkeit. Nur auf dem Wege des methodischen, differenzierenden Denkens ist der konkreten Einheit des Objekts beizukommen und es eignet sich das Objekt «Sprache» zu dieser Differenzierung insofern sehr gut, als in ihm begriffliche Einheiten grundlegend sind, die sich als direkte Korrelata zu den letzten logischen Einheiten alles Denkens fassen lassen. Hierin liegt gerade die Bedeutung der Logik für die Psychologie der Sprache, in erster Linie für die Systematik. Der Gebrauch des einzelnen Wortes im konkreten Zusammenhang in seiner Zusammenhangsfunktion (sei diese lautlich ausgedrückt oder nicht) ist nur dadurch erklärbar, daß logisch-systematisch Wort und Funktion diese bestimmte Bedeutung haben (vgl. S. 36.) Alles, was sich am sprachlichen Zusammenhang in logisch objektivierter Form bringen läßt, gehört zur Systematik einerseits und wird durch die objektiven und subjektiven, für das Verstehen notwendigen logischen Bedingungen andererseits verständlich. Wobei alles Lautliche in der Abstufung seiner Einheiten hauptsächlich auf Systematik, das Inhaltliche aber auf ins Objektive hineinragende subjektive Situation bezogen werden muß (vgl. Kap. III). Es ist so die Systematik als System gelten der lautlichen Einheiten Grundlage der Erklärung des sprachlichen Einzelbewußtseins, obwohl psychologisch in vielen Fällen aus Individualäußerungen erst eine Systematik gewonnen sein dürfte (vgl. S. 31). Aber auch in dem Fall ist ihre Aufstellung nicht Sache einer einfachen «Abstraktion», die eine Art Durchschnittsschema der realisierten Data

zu liefern hätte, sondern, wenn vollständig, Herausfindung eines Systems von Geltungen, woran das Realisierte selbst wieder gemessen wird. Das sprechende Einzelbewußtsein ist also als untergeordnete Stufe «an sich» nicht erfaßbar. Trotzdem ist dieses «an sich», d. h. seine konkrete Realität für das Denken eine Aufgabe, als zu rationalisierendes Konkretum, und diese löst sich vom System aus in niemals vollendbarem Fortgang.

Vergleichende Systematik.

Es war schon Gelegenheit, auf die historische Tatsache zu achten, daß die Stufe, wovon die Sprachwissenschaft ursprünglich ausgeht, eine Art Mittelstelle zwischen einer höheren und einer niederen einnimmt. Die Systematik der Einzelsprache ist zwar das Wesentliche an dieser quae Einzelsprache, d. h. von einer Gruppe zusammengehöriger Individuen als geltend anerkannten Sprache, aber eigentlich, so lehrt die kritische Reflexion, sind nur «gegeben» die individuellen Einzelbewußtseins in ihrer Sprechfähigkeit (vgl. H. Paul, Prinz. d. Sprachgesch., S. 24: «Das wahre Objekt für den Sprachforscher sind: sämtliche Äußerungen der Sprechfähigkeit an sämtlichen Individuen in ihrer Wechselwirkung aufeinander»). Die Systematik ist das Gebiet, auf das man sich zurückziehen hat, um Entfernung genug zu haben, um das Individuelle in seiner Heterogenität überblicken und begrifflich darstellen zu können. Es läßt sich aber der Horizont des Systematischen noch in einer Richtung erweitern, nämlich dadurch, daß wir die verschiedenen Einzelsprachen, die als Typen (vgl. S. 30) jede nur systematisch gegeben sein können, unter sich vergleichen. Dieses Verfahren steht dann vom Urmaterial wieder um eine Stufe weiter ab, ist aber insofern berechtigt, als auch dieses Feld der Betrachtung von der Einheit-gebenden Idee «Sprache» umgrenzt wird. Es ist zunächst Möglichkeit und das Recht der Vergleichung, die Vergleichbarkeit mit Hinsicht auf ihre

möglichen Ergebnisse in Frage zu stellen. Die Begründung derselben kann nur liegen in dem Hinweis auf irgendeinen festen Punkt, auf eine Grundlage, mit Hinsicht worauf von Vergleichen die Rede sein kann. Total-Heterogenes ist unvergleichbar, nur bei Verwandtem und in gewissen Hinsichten Übereinstimmendem liefert ein Vergleich dasjenige, was logischerweise sein Ertrag sein kann: Einheit, Übereinstimmung und Differenz in Abstufungen. Auf höherer Stufe wiederholt sich hier die logische Situation, die auch für den Zusammenhang zwischen den Sprachen der Individuen und ihrer einen gemeinschaftlichen Sprache sich auftrat (vgl. S. 31 fgg.) Zuerst muß die völlige Individualität der zu vergleichenden Einheiten eingeräumt werden, die aber dadurch, daß sie Einheiten derselben Ordnung sind, formell und materiell durch das bei aller Differenzierung doch hervortretende Hinweisen auf Gemeinsames, Grundlegendes zugleich wieder beseitigt wird. Das Stellen der noch weiter nicht erfaßten Gegenstände auf ein und denselben Plan ist nur als Antizipation auf nachher sich ergebende Übereinstimmungen berechtigt, was sich dann a posteriori bestätigt, nachdem einmal die Beziehung unter einem Gesichtspunkt vorgenommen ist. Es scheint hier wieder ein Zirkel vorzuliegen, wie er immer bei der Bildung zusammengehöriger Individual- und Allgemeinbegriffe vorkommt, ein Zirkel, den erst kritische Reflexion zwar aufzudecken, aber nicht zu beseitigen oder zu ersetzen imstande ist. Das ursprüngliche, unkritisch erkennende Bewußtsein setzt in einem Akte die Gegenstände, an denen es Erkenntnis vornimmt, als zusammengehörig auf Grund ihrer Übereinstimmung. Die spätere Reflexion fragt dann nach dem Grund der Reihensetzung, wodurch diese bestimmten Gegenstände als zusammengehörig gesetzt werden, und darauf kann dann nur mit dem Hinweis auf die inhaltlichen Vergleichspunkte geantwortet werden, wiewohl diese selbst logisch erst sich ergeben, nachdem die Reihe einmal gesetzt ist. Es wird im realen Denken niemals mit Postu-

laten an irgendeinen Gegenstand herangetreten, ohne daß sich diese im Moment des Herantretens schon auch teilweise bestätigten. Die nur in endloser Erfahrung realisierbaren Postulate werden also sofort bei sich einstellender Erkenntnis von der Erfahrung selbst herausgefordert, und bei der nahen Verknüpfung, die wir zwischen Gegenstands-Struktur und Methode annehmen (vgl. Einleitung), ist es unmöglich, daß das Denken nur von sich aus dazu kommt, etwas als Gegenstand vor sich hinzustellen und zu fassen. Im Begriff des «Fassens» liegt zugleich der des Setzens und des Erkennens. Ohne irgendeine material-formale Intuition kommt die Erkenntnis nicht von der Stelle. Es ist also das Recht des Vergleichens mit der Homogenität der betreffenden Vergleichsglieder zu rechtfertigen, was sich dann im tatsächlich vollzogenen Vergleich näher bestätigt. Letzteres kann nur auf empirisch-induktivem Wege geschehen, aber diesem Verfahren liegt die Wesenserfassung der betr. Gegenstände und das Postulat ihrer Vergleichsberechtigung als ein nicht rein induktives Moment zugrunde. Weiter bringt die logische Natur der Sache mit sich, daß zwar Übereinstimmungen aufgefunden werden können, aber nur in bestimmten Hinsichten. Sonst könnte das Material der zum Vergleich herangezogenen Einzelsprachen sich nicht in seiner Selbständigkeit behaupten und fiele alles unterschiedslos zusammen.

Lautvergleichung.

Schon die unterste Stufe, die Lautsystematik, weist neben Übereinstimmungen Differenzen auf. Diese liegen aber immer im Felde der innerhalb einer allgemeinen Lautsystematik der menschlichen Sprachorgane nach der Natur dieser Organe als möglich zu denkenden Lauteinheiten und -verknüpfungen und sind nur von hier aus darstellbar. Daß die Darstellung, um ein Gehörtes anzudeuten, zum sichtbaren sinnlichen Zeichen greifen muß, genügt an sich nicht. Denn das Schriftzeichen ist nur ein Symbol für ein Etwas, das in ihm nur

angedeutet wird und im Wesen als bekannt vorausgesetzt werden muß. Es ist also mit dem «Ausdruck» als Ausdruck von etwas (vgl. S. 22, 23) zu vergleichen, und dient nur dazu, die Vorstellung von ihm anzuregen. Weiter kommen wir mit der Darstellung eigentlich nicht: auch hier wird wesentlich Gleiches mit Gleichem erkannt, und nur für den, der von vornherein den Wert des Symbols kennt, ist das Symbol von Wert. Ebenso wie wir Sprachversther sind, weil wir Sprache haben, können wir nur Lautlehre treiben dadurch, daß uns der Inhalt des Lautbegriffs durch Sprech- und Hörorgane vermittelt wird. Die wissenschaftliche Lautlehre aber hat noch einen anderen Weg eingeschlagen: die begriffliche Feststellung und Analyse der Bedingungen, unter welchen ein Laut hervorgebracht werden kann. Auch dabei bleibt aber die unentbehrliche Grundlage das Haben eines Sinnes für Lautwerte, in derselben Weise, wie für die Aufstellung psychologischer Experimente das Verständnis des psychischen Lebens sich als Voraussetzung herausstellte. An diese Beschränkung, die übrigens mit dem immanenten Wesen des Sprachlichen zusammenhängt, bleibt unser sprachtheoretisches Erkennen mittels der psychophysischen Organisation für immer gebunden. Denn die physische Analyse der zeit-räumlichen Klangvorgänge untersucht nur dasjenige, was objektiv zeit-räumlich am Vorgang faßbar ist, abgesehen von Erfassung durch den menschlichen Hörapparat, und stößt dabei auf Vorgänge, die vom Lautcharakter selbstverständlich nichts haben. Was die Laute der Sprache von physisch scheinbar gleichwertigen Erscheinungen unterscheidet, ist besonders ihr Artikulationscharakter. Auch hier liegt eine gewisse Beziehung auf Psychisches vor, die sich in der Abgegrenztheit und Bestimmtheit der Elemente äußert. Es gibt Kern- oder Grundlaute, die ihre psychophysischen Entsprechungen in derselben Weise haben, wie das bei den Bedeutungs- und Verknüpfungseinheiten der Fall war. Die Bestimmtheit der Differenzierung und die Übereinstimmungen

der einzelsprachlichen Lautsysteme müssen dadurch veranlaßt sein, daß nicht jede willkürliche Einstellung der Sprachorgane zur Hervorbringung einer artikulierten Lauteinheit oder -verbindung gleich geeignet ist, sondern daß diese Organe ihrer Natur gemäß auf bestimmte Einstellungen besonders angewiesen sind, wie dann z. B. die Vokalreihe in a, e, i, o, u Differenzierungspunkte hat, an denen mit objektivem Recht das Dazwischenliegende als Interpolatum sich bestimmt, ohne daß diese Diskreta von einem beliebigen Grundsystem der Interpolata aus mit demselben Recht zu determinieren wären. Jedenfalls bleibt es ein Akt der theoretischen Erfassung und Gegenstandssetzung, wenn man die Einzellaute aus ihren realen Zusammenhängen heraushebt. Diese sog. «Abstraktionen» sind aber nicht willkürlich, sondern müssen ihre Korrelata haben in der Organisation der Sprachorgane selbst. Eine Eigentümlichkeit dieser letzten systematischen Einheiten im Vergleich zu den höheren ist die Eigenschaft, daß sie Einheit schlechthin und nicht mehr Einheit von etwas sind: die Differenzierung steht hier still. Lautkomplexe oder deren Verbindungen, an denen Bedeutungswerte haften, sind immer als Einheiten niederer Einheiten aufzufassen und das raubt ihnen für die systematische Auffassung die Isoliertheit, in der sie nach der Bedeutungsseite als unableitbar dastehen. Die untersten Einheiten sind auf nichts weiterem aufgebaut oder gestützt. Höchstens weisen sie auf «höhere» Zusammenhänge hin, in denen sie sich mit anderen, ebenfalls begrifflich verselbständigten, unselbständigen Einheiten zusammenschließen. Isoliert für sich genommen sind sie reine Produkte theoretischer Erfassung. Weiter wird man sie als reine Einzelheit, Einzigartigkeit und Unvergleichbarkeit betrachten müssen. Dann erhebt sich aber doch die Frage: wie können sie noch «gegeben» sein, wie können sie, aller logischen «Form» bar, sich dem theoretischen Blick kennbar machen? Da kommt man dann nicht aus ohne die Annahme, daß «reine Gegebenheit» selbst

eine Kategorie ist und ohne Gegebensein als sinnliches Material, als eine eigentümliche Form des Gegebenseins überhaupt, womit das Erkennen etwas «anfangen» kann, anzuerkennen. Die Tatsache, daß, wenn von Lauten als Objekten wissenschaftlichen Urteils die Rede ist, Bezeichnung und Objekt im Sprechen zusammenfallen, während im Schreiben für das Hörbare nur das Sichtbare als bequemer und weniger vergängliches an die Stelle tritt, ist für die Sachlage geradezu bezeichnend. Und auch hier muß die Theorie die Trennung von Schriftzeichen und damit Bezeichnetem, das im Symbol in keiner Weise ausdrückbar, sondern nur als rein Gegebenes erfaßbar ist, eine Trennung, die im Praktischen nicht gemacht wird, ja am besten dort niemals ins Bewußtsein tritt — vornehmen, in derselben Weise, wie eine Trennung zwischen Wort und Bedeutung für die höheren Gebiete notwendig war.

Vergleichung höherer Einheiten.

Es sind nun weiter stufenweise die höheren lautlichen Einheiten der Einzelsprache zu vergleichen, wobei jede Stufe Übereinstimmungen aufweisen wird. Das historisch-genealogische Problem, das hiermit verknüpft ist, ist im Zusammenhang mit dem Entwicklungsgedanken zu behandeln. Die Vergleichung liefert aber noch nach einer anderen Seite einen Ertrag. Wo Bedeutungen und die Laute, die ihren Wert tragen, verglichen werden, hat man das Recht zu erwarten, daß bei genügend durchgeführter Induktion sich Übereinstimmungen auftun werden, die auf eine Wesensbeziehung zwischen Wort und Lautkomplex hinweisen. Wenn auch empirisch einige Indizien dazu vorhanden sind, so kann man doch wegen des darin unberücksichtigt gelassenen Zeitmoments mit Schlüssen auf Urverwandtschaften nicht vorsichtig genug sein. Was sich für den theoretischen Blick zusammenstellt, ist darum noch nicht immer objektiv zusammengehörig. Im theoretischen Schema liegen Konstitutives und Reflexives noch unterschiedslos durcheinander.

Auch hier wiederholt sich die Frage, die schon bei der Systematik der Einzelsprachen berührt wurde: in welchem Sinn kann man eigentlich von Wesensbeziehung zwischen Laut und Lautbedeutung sprechen? Für die höheren, formalen Gebilde ist die Übereinstimmung schon viel durchsichtiger, weil hier das spezifisch Lautliche zurücktritt. Ist Sprache nicht nur Zusammensetzung oder sukzessive Aneinanderreihung von Lauteinheiten, sondern sind die letzteren nur zu verstehen als niedere Glieder einer mehr umfassenden, unlautlich formalen Systematik, so bewährt sich der Wesenscharakter am reinsten in den höheren Formgebilden und ihren unmittelbar zugehörigen, sie zusammensetzenden Einheiten, die schließlich der Sprache erst konstitutiv den Sprachcharakter verleihen. Demgemäß findet man dann auch selbst da, wo die niederen Lauteinheiten nur geringe Übereinstimmung bieten und innerhalb möglicher Grenzen eine totale Verschiedenheit aufweisen, trotzdem die auf diesem Material sich aufbauenden Zusammensetzungs-, Abhängigkeits- und Stellungsgebilde in typischer Weise, in ihrer Bildungsart übereinstimmend. In höchster Instanz ist es schließlich die Zugehörigkeit zum Begriff der Sprache, die den Gegenständen ihre Vergleichbarkeit und Übereinstimmung liefert. So ist die Sprachvergleichung ein methodisches Zentrum, das nach verschiedenen Richtungen hin über weiterliegende Probleme durch objektiv-komparative Methode vermittelt: zunächst insofern die Übereinstimmungen hindeuten auf gemeinschaftlichen historischen Ursprung der betr. Erscheinungen, so daß sich eine hypothetische Grundsprache und als letzter Ursprung der Grundsprachen eine Ursprache wenigstens als Richtung möglicher Forschung denken läßt. Die sprachhistorischen Fragen, die sich damit berühren, müssen hier nach geeigneter Stelle verschoben werden. Die Übereinstimmungen in der Systematik lassen zugleich den Gedanken einer grundlegenden überzeitlichen Systematik aufkommen, deren Verdienst dann wäre, als allgemeine Grundlage möglicher

Systemformen die empirisch gegebenen einzelsprachlichen Systematisierungen verständlich zu machen. Damit sind zugleich die Grenzen erreicht, wo das empirisch vorgefundene Realisierte zum Inhalt der Idee einer allgemeinen Sprachsystematik in Beziehung tritt. Diese Idee ist auch noch von einer anderen Seite her, nämlich von der Analyse der Funktionssystematik des menschlichen Geistes und seines Ausdruckssystems in Zusammenhang mit einem allgemeinen System von Lautmöglichkeiten zu bestimmen. Demgegenüber ist alles Historische sekundär. So kann das systematische Material vergleichend verwertet werden, um daraus für die Sprachschöpfung, d. h. die überzeitliche Wesensbeziehung zwischen Bewußtsein und Ausdruck, als eine mit jeder Sprachtätigkeit verknüpfte formgebende Aktivität die Gesetze abzuleiten. Die Bestrebungen Wundts in der Völkerpsychologie gehen aus vom historisch-genealogischen Entwicklungsgedanken. W. hat die Entwicklungsgesetze der Sprachbildung aus dem Material hergenommen und zugleich am Material demonstriert. Dabei geht er davon aus, daß diese Gesetze solche des in der Zeit sich entwickelnden Sprechens sind, wie er in dem kleinen Buch: «Sprachgeschichte und Sprachpsychologie» später noch einmal ausdrücklich betont hat. Zu einem Zusammenfallen allgemein gesetzlicher Entwicklung mit dem Ganzen des historischen konkreten Sprachprozesses kann es niemals kommen. Sind es doch immer nur Gesetze, die von dem Entwicklungsganzen gelten, also nicht es selbst sind, die man mittels komparativer Analyse auffindet. Es scheint also die Beziehung auf das Zeitmoment sich nicht ganz ausschalten zu lassen und von allen Seiten her drängt sich bei Erweiterung der komparativen Methode die Problemstellung an dieses Moment heran. Insofern aber Gesetze einer psychologischen Entwicklung eben Gesetze sind, stehen diese selbst oberhalb der Zeit und können nur als aus einer nichtzeitlichen Sphäre in die Zeit hinein sich realisierend, projektierend aufgefaßt werden. Es

ist für die Sprachgeschichte nicht ein exaktes Verhältnis bestimmt zu messenden Zeitverläufen der Gesetzmäßigkeit maßgebend, sondern ein einheitlicheres, typisches Schema der vorher: nachher. Wie lange es dauert, bevor eine bestimmte Entwicklung zu einer bestimmten systematischen Form führt, ist für die Entwicklung in ihrem Wesen keineswegs maßgebend und hängt im gewissen Sinne von zufälligen, d. h. hinzutretenden, außersprachlichen Tatsachen und Umständen ab. Die Entwicklung kann zwar objektiv nur in der Zeit stattfinden, sie hat aber ihre eigene innere Form. Trotzdem geht in keinem Fall die Systematik in Entwicklung über. Denn zuerst hat sich herausgestellt, daß die Systematik nicht nur eine methodische Konstruktion für unser Denken ist, als ob wir den fließenden Strom des «eentlichen» sprachlichen Lebens zum Stillstand bringen müßten, um seinen Inhalt begrifflich fassen zu können. Wie wir zu zeigen bemüht waren (vgl. S. 59, 62), hat die Systematik als Geltungsgebiet ein psychisches Korrelat im sprechenden Bewußtsein, und zwar nicht ein nur reales, sondern ein normatives, stellungnehmendes. Und zweitens ergeben sich für die vergleichende Systematik Einheiten, die dieselbe Form aufweisen (Formeinheiten, die lautlich fundiert sind), also in der «Form» übereinstimmen, deren Entwicklungsgeschichte darum aber eine ganz verschiedene sein kann. An sich wäre es berechtigt, in dem Fall die Übereinstimmung für etwas Zufälliges zu erklären, in derselben Weise, wie wenn zwei lautlich übereinstimmende Worte aus sonst ganz verschiedenen Sprachen denselben Bedeutungswert aufweisen. Für die höheren Einheiten ist das aber insofern nicht sehr wahrscheinlich, als man annehmen muß, daß die Aktivität des sprachbildenden Bewußtseins an ihrer Prägung bei weitem mehr beteiligt ist als an der Schöpfung irgendeiner isolierten Lauteinheit, ausgenommen etwa den Fall, daß das Bewußtsein in den Lauten die Bedeutung irgendwie gefühlsmäßig angedeutet findet. Und besonders wenn man sich reali-

siert, was eigentlich «Geschichte» und «Entwicklung» einer Form bedeuten (vgl. S. 111), wird man veranlaßt, den endgültigen Wert und die vorhergehenden Bedingungen des Zustandekommens einer Form streng zu scheiden. Denn die endgültigen Geltungseinheiten, besonders die durch vergleichende Systematik sich nicht als auf die Einzelsprachen beschränkt erweisenden, haben die Bedeutung eines Systems typischer Ausdrucksweisen, die nicht einen individuellen, sondern einen allgemein-menschlichen psychischen Hintergrund haben. Zum Inhalt der Idee stehen sie also in naher Beziehung. Auch wo man annimmt, daß sie nicht von Anfang an «da waren», sondern in der Zeit zu jenen festen Formen sich gestalteten, kann von kausal genetischer Erklärung nicht die Rede sein, solange man daran festhält, daß die übersystematische Übereinstimmung nicht rein reflexiv, d. i. reiner Zufall ist. Es hängt methodisch und sprachtheoretisch schließlich alles davon ab, ob man angeblich geltende Laut- und Formeinheiten in der Sprache als Entwicklungsergebnisse oder als wesensmäßige Ausdrucksformen des menschlichen Bewußtseins betrachtet, zu deren Realisierung alles reale Material, alles Geschichtliche, in der Zeit Existierendes nur Anlaß, Vorbedingung ist. Da die vorliegenden Betrachtungen ausgehen von der überzeitlichen Wesensidee des Menschen und der Sprache, als unentbehrlicher letzter Grundlage aller Sprachtheorie, erscheinen für unsere Zwecke alle empirisch-historischen Realisierungen als sekundär. Es wäre zu zeigen, daß jede Methode, die für die Sprachtheorie mit nur Zeitlichem auszukommen versucht, unbemerkt und vielleicht ungewollt ihren Aufstellungen Begriffe zugrunde legt, die aus einer nichtzeitlichen Sphäre herkommen. Es ist entschieden abzulehnen, schon darum von transzendenten oder metaphysischen Begriffen zu reden. Damit ließe sich gerade nichts anfangen. Nur darf man vor Durchbrechung der Beschränkung des zeiträumlichen Begriffsapparats nicht zurückschrecken, wo die Struktur des Gegenstandes das logisch

fordert. Wollte man den konkreten Unterbau der individuellen Prozesse analysieren, die Träger der Entwicklung zur systematischen Einheit sind, so würde die Analyse sich hoffnungslos ins Fragmentarische verlieren, wenn man nicht die Form, wohin sie sich entwickeln, in ihrer endgültigen Festheit zur Richtschnur der Erklärung nähme.

Es gehört zum Wesen einer kritischen Untersuchung, daß sie sich den Geltungswert ihrer Aufstellungen vergegenwärtigt und nach einer objektiven Begründung der Weise, wie sie ihre Gegenstände erfaßt, fragt. Schon bei der Analyse der allgemeinen Struktur des Gegenstandes: Sprache mußten verschiedene Sphären oder Schichten der sprachtheoretischen Betrachtung unterschieden werden. Dabei erwies sich das individuelle Bewußtsein in seiner sprechenden Aktivität als eine Schicht unterster Ordnung. Die einzelsprachliche Systematik und die vergleichende sind höhere Gebiete, bleiben aber auf die unteren Schichten «fundiert». Andererseits ist das Merkwürdige, daß von den höheren, immer «abstrakteren» Gebieten her erst Licht fällt auf die unteren, realen. Denn die «Gegebenheit» des individualen, konkreten Sprachbewußtseins ist eine ganz eigentümliche. Es ist etwas Unmittelbares, durchaus Reales, aber eben darum begrifflich, ohne den Umweg durch höhere, für den Begriff zugänglichere Schichten, nicht zu Erfassendes. Schon die notwendige Unterscheidung zwischen Ausdruck und Ausgedrücktem ist der erste Schnitt in das volle Konkretum hinein, den wir wegen der Sprachtheorie machen müssen und der es für immer unmöglich macht, das Konkretum in seiner vollen Reinheit, seiner über- oder unterbegrifflichen anschaulichen Lebendigkeit wiederzugeben. Können wir doch dieses Konkrete an der Sprache zwar an uns selbst erleben, sobald aber die Reflexion es zu «fassen» sich vornimmt, tritt eben der reine Erlebnisharakter zurück und setzt es das Denken als Gegenstand vor sich hin, d. h. außer sich. Das ist nur möglich mittels begrifflicher Differenzierungen, die zwar durch die konkrete Wirklichkeit

gefordert, zu dieser gehörig, aber nicht diese selbst sind. Es ist die charakteristische Lage der Sprachwissenschaft und ihrer Logik (die sie übrigens mit der Logik der Psychologie gemein hat), daß ihr Gegenstand zum Bewußtseinsleben gehört und doch nur objektivierend, also auf einem Umweg begrifflich darstellbar ist. Nun ist auch die theoretische Erfassung des individuellen psychischen Lebens nur eine einseitige Wirklichkeitserfassung, und ein Absolutes, demgegenüber alles andere «nur Konstruktion» wäre, kann man im individuellen Wirklichen nicht erblicken. Schon darum nicht, weil die ganze Struktur des Gegenstandes Sprache auf überindividuelle Wirklichkeiten hinweist, die für die Erfassung des Individuellen als Ergänzungen nötig sind und sogar es als Individuelles erst konstituieren. Als solche Gebiete haben sich die einzelsprachliche Systematik und die höhere vergleichende Systematik herausgestellt. Eben die fundamentale Unterscheidung zwischen Ausdruck und psychischem Hintergrund, die, obwohl unterschieden, doch aufeinander bezogen bleiben, begründet den Wert solcher höheren «abstrakten» Tatsachengebiete, wie es die vergleichende Systematik ist, die keine unmittelbaren psychischen Korrelate mehr haben. Aber ganz kann die Beziehung dieser höheren Abstraktionen auf das Konkrete nicht fehlen. H. Maier, Psych. d. emot. Denkens, S. 36 u. 37, unterscheidet drei Hauptmethoden der Psychologie, wovon er mit Wundt die dritte, experimentelle als für analytisch-logische Untersuchungen unbrauchbar ausschaltet. Es bleiben dann die reflexive und die komparative Methode. «So gewiß also der Schlüssel zum Verständnis aller geschichtlichen Tatsachen für den Psychologen in der eigenen inneren Erfahrung liegt, so wenig kann diese die alleinige tatsächliche Grundlage für die psychologische Forschung bilden.» Das gilt auch für die Sprachwissenschaft (vgl. S. 39): «(Es) darf die Reflexion auf die Tatsachen der vergleichend historischen Wissenschaften nicht als

bloße Hilfsmethode betrachtet werden. Sofern sie der Analyse der fremden Erlebnisse den eigentlichen Grundstock ihres Induktionsmaterials liefert, wird sie geradezu ein integrierender Bestandteil jener zweiseitigen Hauptmethode selbst. Fragt man, woher es kommt, daß zwei so wesentlich verschiedene Methoden schließlich auf einen Gegenstand angewendet werden können und müssen, so kann der Grund dafür nur in der Kompliziertheit seiner Struktur liegen, die sich schon von Anfang an als eine aus zwei verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte erwiesen hat. Unterschieden wir Laut und Lautwert, Gebrauchtes und Gebrauch, Systematik und Realisierung, so sind das alles Ausdrücke, die den fundamentalen Riß in der Einheit des Gegenstandes aufdecken. Schließlich wird nicht nur das Sprachproblem von dieser Mehrgliedrigkeit betroffen, sondern die ganze Psychologie und Psychophysik sind damit belastet. Ob schließlich nicht die zwei Seiten des Gegenstandes sich irgendwie einheitlich fassen lassen? Der Versuch scheint aussichtslos, denn uns fehlen dazu die Kategorien, und das mag nur daher kommen, daß die objektive Struktur des Gegenstandes die Zweierheit dem Erkennen «aufzwingt». Zwar hat man die Gewohnheit, von der Sprache als von einer Art Organismus zu reden. Natürlich ist das nur ein Bild für irgendwelche einzel- oder mehrsprachige Systematik und deren Entwicklungen, und die Übertragung gilt nur für gewisse Erscheinungen, während andere, für einen Organismus sonst sehr wesentliche, ganz fehlen. Manche Sprachwissenschaftler scheinen es zu lieben, biologische Begriffe auf die Sprache zu übertragen. So besonders v. d. Gabelentz in seinem schon mehrmals erwähnten Buch «Die Sprachwissenschaft»; vgl. z. B. S. 237, 238, 241, 250, 360, 385, 389. Auch bei Jan v. Rozwadowski findet sich ein typisches Beispiel in der «Einleitung in die Sprachwissenschaft», S. 104. Bei Dauzat: «La vie du langage» besagt schon der Titel, daß die Sprache als ein lebendiger Organismus aufgefaßt ist. Für eine kritische Be-

trachtung muß diese Auffassung zwar ihr Recht, aber auch ihre Grenze haben. Die Sprache ist eben kein Organismus; wie wir im Kapitel Entwicklung näher sehen werden, ist es z. T. die Eigenart der theoretischen Erfassung, die beim Gegenstand Sprache zum Operieren mit biologischen Begriffen veranlaßt. Wenn man sich vergegenwärtigt, in welcher Weise eine Einheit, wie es ein Wort ist, «existiert» und «sich wandelt», so kann von einem psychisch Parallelgehenden oder mit ihm Einheitlichen nicht die Rede sein, denn ein Wort hat in einer bestimmten Sphäre eine Wertexistenz, zu der bisweilen, in unterbrochenen Stadien oder Zeitpunkten, das Sprachbewußtsein Stellung nimmt, um die Bedeutung, die ihm geltungsmäßig zugeordnet ist, auszudrücken, zu «realisieren». Dasjenige aber, was «es» zu einem Wort macht, ist nicht die physische Tatsache des Gesprochenwerdens, sondern die psychische des in diskreten Zeitmomenten identifizierenden Beziehens auf eine Bedeutung. Dasjenige, was durch den unüberwindlichen Abstand das Problem erst konstituiert, öffnet zugleich durch das Aufeinanderbezogensein der Gegensätze das Feld für die Forschung. Diese ist gerade nur möglich als Spannung zwischen Polen, die nur in unendlichem Fortgang überwunden werden kann, also praktisch niemals überwunden wird. Das Problem geht jeder realen Lösung immer voraus und folgt auf sie. Gerade die Beziehungen zwischen objektiver und subjektiver Seite des Sprachlebens sind es, die sich die Sprachwissenschaft zur Aufgabe macht. Die äußersten Grenzen wären als rein-objektiv und rein-subjektiv zu bezeichnen, nämlich die Untersuchung des Lautmaterials und die Analyse der psychischen Dispositionen und objektiven Bedeutungszusammenhänge, die das sinnvolle Sprechen möglich machen, einerseits und das individuelle psychische Konkretum andererseits. Diese Untersuchungen aber weisen bereits über die Sprachwissenschaft hinaus, einerseits in das Gebiet der Physik und Physiologie und andererseits in das der Logik.

Es bleibt immer die Bewußtseinsäußerung des Sprechens als Wesenseigenschaft des Menschen auf Objektivierung, Verständigung gerichtet und ist insoweit ein Sekundäres, auf dem Primären des Eigenlebens der Seele, dem Gebiete der reinen Subjektivität Aufgebautes. Vielleicht ist aber diese Subjektivität in ihrer Reinheit nur als Potenz oder Disposition, d. h. Grundlage zu denken, ebenso wie das Lautmaterial als ganz bedeutungsfreies auch nur als Grundlage zu denken ist. Reflexive und komparative Methode ergänzen sich gegenseitig (vgl. Maier, Psych. d. emot. Denkens a. S.) in der Psychologie im allgemeinen, ebenso wie im empirischen Betriebe der Sprachwissenschaft. Wäre es möglich, eine der beiden Methoden rein durchzuführen, so wäre damit zugleich erwiesen, daß es Gebiete gibt, die außerhalb der Korrelation: Ausdruck: Ausgedrücktes, System: Realisiertes stehen. — Wir sind bis jetzt einseitig reflexiv vorgegangen und kamen dabei auf die Systematik hinaus. Es erwies sich aber als unmöglich, dabei die andere Gegebenheitsdimension der Sprachen ganz zu ignorieren. Schon in der Zweiseitigkeit des realen Sprechens und Verstehens erscheint die doppelte Betrachtungsmöglichkeit vorgebildet. Im nächsten Kapitel soll der Versuch gemacht werden, die andere Seite der Spracherscheinungen (wo man vielleicht mit mehr Recht von Erscheinungen spricht) mit in Betracht zu ziehen. (Bei v. d. Gabelentz werden die vergleichende und historische Methode zusammengekommen: II. Buch: die einzelsprachliche Forschung, III. Buch: die historisch-genealogische Forschung, vgl. auch Maier, s. o., S. 39.) Um aber den normativen Charakter der Sprache besonders hervorzuheben, wurde dieser Zusammenhang hier gesprengt. Das hat aber zur Folge, daß die Behandlung der sprachlichen Entwicklung doch wieder auf das komparative Verfahren wird zurückkommen müssen: denn sowohl auf Systematik als auf Entwicklung ist dieses Verfahren anwendbar. Auch H. Maier weist darauf hin, daß die normative Reflexion beim

Einzelsprachlichen nicht stehen zu bleiben braucht (vgl. S. 59 Anm.: «Immerhin wird nicht bloß im Rahmen der Einzelsprachen normative Reflexion wirklich geübt — man denke an die Gemeinsprache der modernen Kulturvölker (vgl. hierzu Paul, Prinzipien, S. 378 ff.). Auch die Idee einer normativen allgemeinen Grammatik scheint mir nicht ganz utopisch zu sein.» Letztere Bemerkung scheint sogar über die Idee einer komparativen Systematik, die immer noch auf Realisiertem fußt, hinauszudeuten.

Entwicklung.

Der Gedanke der Sprachentwicklung als eine mögliche Forschungsrichtung ist historisch später als der der Systematik, obwohl er von Anfang an nicht ganz fehlte. Das mag dadurch erklärt werden, daß es dem subjektiven Sprachbewußtsein und also der Reflexion — und das ist doch der ursprüngliche Ausgangspunkt der Sprachtheorie, — eigentlich fern liegt. Trotzdem sieht man in der Entdeckung und Anerkennung des Wertes der genetischen Betrachtung eine der bedeutendsten Fortschritte der Sprachwissenschaft (vgl. Einl. S. 13). Es ist in aller Systematik etwas, das den Forschungstrieb lahmzulegen geeignet erscheint: die Bestimmtheit, die endgültige Feststellung der geltenden Laut- und Verknüpfungswerte ist in jeder Sprache eine begrenzte Aufgabe. Wenn die Forschung einmal so weit gekommen ist, daß diese Aufgabe in der Hauptsache als gelöst betrachtet werden kann, so steht sie vor dem Inhalt der Lautwerte als einem Letzten, schlechthin Gegebenen. Vom Psychischen her eine Begründung des Soseins und Nicht-Andersseins der Lautwerte und ihrer Verknüpfungen geben zu wollen, scheint ein aussichtsloses Unternehmen. Der Laut-Bedeutungsmonismus, wie er im unkritischen Sprachbewußtsein herrscht, wird durch das kritisch hinzutretende Denken für immer zerschlagen. Der Weg, der zur Einheit zurückführt, wäre damit ein Weg aus dem Theoretischen heraus und erweist sich insofern als ungangbar. Es bleibt also augenscheinlich nichts anderes übrig, als sich beim Gegebenen der Sprachsystematik zu

beruhigen und in der Auffindung und Systematisierung immer subtilerer und untergeordneterer Geltungseinheiten die Forschung einem sicheren Stillstand entgegenzuführen. Am Ende des vorigen Kapitels ergab sich, daß die Anwendung der komparativen Methode die Tür zur historischen öffnet. Die auf Grund der Vergleichung sich ergebenden Übereinstimmungen legen, soweit sie nicht als unmittelbarer Ausdruck des sich in aller Differenzierung behauptenden einheitlichen Wesens alles Sprachlichen anzusehen sind, den Gedanken der Verwandtschaft der Einzelsprachen und den einer möglichen gemeinsamen Abstammung, und damit auch den eines geschichtlichen Werdens nahe. Hierdurch scheint ein neues Licht auch auf die Systematik sich zu verbreiten. Die Willkür, womit man früher außerhalb der historischen Methode bestimmte Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung aus anderen ableitete, deren Verhältnis unmittelbar einleuchtend schien (wovon uns nicht nur bei den Griechen und Römern, sondern bis tief ins 19. Jahrhundert hinein, ja sogar heute noch die Beispiele vorliegen), mußte jetzt der Methode der historischen Erklärung an der Hand empirischen, möglichst lückenlosen Materials weichen. Alles Seiende geworden, alles Feststehende, aus zuerst Fließendem erstarrt: diese Losung wies in eine neue Dimension, in der man manches Mysterium gelöst zu finden hoffte. Nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv für das Sprachbewußtsein weist diese Methode neue Gesichtspunkte auf. Objektiv ist der Unterschied der, daß dem Systematischen als Geltungssystem normativer Charakter zukommt, dem das sprachlich Realisierte als einem Geltenden mehr oder weniger annähernd nachgebildet ist, dem es zuzustreben scheint, ohne daß wesensgemäß die beiden sich je decken können. Dieser normative Charakter kommt den geschichtlichen Entwicklungen in dem Sinne nicht zu. Zwar ist der Begriff: hinstreben auf, gebraucht von den lautlichen und, höheren Einheiten, auch in der Entwicklung am Platz und, wie schon

das Ende des vorigen Kapitels zeigte, für das Erfassen der Entwicklung gar nicht zu entbehren; aber dieses Hinstreben der Entwicklungen kann dem normativen Charakter der Systematik geradezu entgegengesetzt scheinen. Ist es doch hier nicht mehr das Sprache-realisierende Bewußtsein, das hinstrebt, sondern das objektive System selbst! Und dabei ist die große Frage: kann überhaupt Normatives, besonders wenn es so fest bestimmten Inhalts ist wie die Sprachsystematik mit ihren endgültigen Laut- und Verknüpfungseinheiten, einer Entwicklung im Sinne zeitlicher Veränderung fähig sein? Der Begriff der Entwicklung wird zunächst nicht als Wertbegriff aufgefaßt, als ob damit irgendein Fortschritt, eine Wertsteigerung, z. B. das reicher differenziert oder für logische Zwecke mehr-geeignet-Werden der Sprache gemeint wäre. Entwicklung ist vorläufig kein Wertbegriff, sondern deutet einfach Wandel, Veränderung an und diese ist tatsächlich da. Bei der prinzipiellen Zweigliedrigkeit des Gegenstandes erhebt sich sofort die Frage: auf welcher Seite, in welcher Sphäre denn die Veränderungen vorliegen? Bekanntlich erfahrungsmäßig auf beiden Seiten, sowohl der lautlichen als der psychischen. Wir erlauben uns die Beschränkung, vom psychischen Wandel zunächst zu abstrahieren. Das verbindet natürlich nicht von der Verpflichtung, diese Seite nachher in Betracht zu ziehen, um schließlich den Versuch zu machen, den gesamten lautlich-psychischen Prozeß als einen zwar notwendig zweiseitigen, in Beziehung auf den Gegenstand Sprache, aber doch in gewissem Sinne einheitlichen zu begreifen. Die Begriffe der Systematik und der Entwicklung müssen einander gegenübergestellt werden. Sie sind Korrelate zweierlei theoretischer Einstellungen dem Gegenstand Sprache gegenüber: der subjektiv realisierenden, vom Zeitbezug unabhängigen, und der objektivierenden, die Zeit hineinbeziehenden Auffassung. Gerade wegen der Beziehung auf den einen Gegenstand ist natürlich Zusammenhang vorhanden. Denn «Systematik» ist nur «gegeben» als normatives kon-

struiertes Schema, aber doch so, daß das real Gesprochene davon Abbild sein will. Und dieses real Gesprochene ist das Material der Entwicklung. Es liegt dem subjektiven Sprachbewußtsein ferner, da die Entwicklung selbst nicht etwas Normatives ist, also nicht etwas für das subjektive Sprachbewußtsein in der Reflexion Auffindbares, zu dem es Stellung nimmt, um es zu realisieren. Letzteres war bei der Systematik der Fall. Andererseits ist aber die Entwicklung doch auch wieder nicht ohne weiteres das Realisierte. Nicht nur ist uns die Totalität aller sprachlichen Realisierungen nicht erschöpfend gegeben, obwohl es keine erkenntniskritischen Grenzen sind, die das unmöglich machen, sondern nur die praktische Beschränktheit des individuellen Bewußtseins. Aber die theoretische Erfassung dieser «Totalität» besteht nicht in der Summierung der realisierten Einzeldata, sondern in etwas anderem. Das wird auch noch durch folgende Überlegung nahegelegt. Verfahren wir einmal so «kritisch» wie möglich. Es ist Tatsache, daß es eine Gruppe sprechender Individuen gibt, die an «eine bestimmte Sprache» orientiert sind. Sie, ihre Bewußtseinserscheinungen, sind in der Zeit. Letztere Behauptung ist ein objektiv schematischer Gesichtspunkt, der dem Sprechenden selbst nur durch sekundäre Reflexion bewußt wird. Denn das Bewußtseinsleben lebt nicht in der objektiven Zeit, sondern ist nur darin, oder läuft vielmehr darin ab, nämlich für die objektive Betrachtung. In seiner reflexionslosen Konkretheit hat es ein inneres Maß der sukzessiven Erscheinung, das man zwar auch ein Zeitmaß nennen muß, aber kein exaktes, gleichgültiges, wie es die objektive Zeit ist. Hier dürfte Bergsons Unterscheidung zwischen temps und durée für die Psychologie eine bleibende Erlungenschaft bedeuten. Da nun das Bewußtseinsleben der betreffenden Gruppe in der Zeit abläuft, so müssen auch die Sprech- und Hörakte, die man unter dem Namen sprachliche Verständigungsakte zusammenfassen kann, darin sein.

Diese Akte sind gegliedert in sukzessiv aufeinanderfolgende Einheiten, nämlich die Worte. Nicht nur ihre inhaltliche Lautbestimmtheit, sondern auch ihre Stellungs- und Betonungsverbindungen gehören zum «Ausdruck». Von Kontinuität ist aber dabei doch keine Rede, denn: die Sprech-tätigkeit wird manchmal unterbrochen und innerhalb des-selben Gesprächs gibt es längere oder kürzere Pausen. Nur was dem Sinne nach zusammengehört, wird hintereinander ausgedrückt, wobei man nicht umhin kann, den Pausen, die die Worteinheiten voneinander scheiden, für die Ver-ständigung auch gewissen Wert beizulegen. So kommt man dann zur Feststellung von in der Zeit geäußerten und verstandenen Lautgruppen zu einem unterbrochenen, aber immer doch einreihigen sukzessiven Verlauf von heterogen-erfülltem Inhalt. Auch hier ist es die theoretische Er-fassung, die dem Gegenstand erst ein methodisch brauch-bares Gepräge gibt. Lautreihen, die wirklich im streng ob-jektiven Sinne kontinuierlich in der Zeit ablaufen, findet man nirgends für Sprachgeschichte ausgegeben und das, während es doch nicht zu leugnen ist, daß sie real, wirk-lich sind, ja in gewissem Sinne wirklicher als die Gegen-stände der sprachgeschichtlichen Theorie. Das Hineinpressen des Materials in den objektiven einreihigen Zeitverlauf ge-nügt in keiner Weise. Nicht ein heterogenes Kontinuum, sondern ein heterogenes Diskontinuum kommt in der Weise zustande, und zusammen mit der Eigenschaft, un-übersehbares Mannigfaltiges zu sein, ist es gekennzeichnet als für das Denken Unfaßbares, wiewohl Gegebenes. Der Unterschied gegenüber echten Naturgegenständen, wie sie die Körperwelt hat, besteht demnach hierin, daß diese kon-tinuierlich in der objektiven Zeit existieren, während Sprach-äußerungen (z. B. «dasselbe» Wort, das wiederholt gebraucht wird) in keinem Sinne ein kontinuierliches Dasein führen. Wir werden sogar noch das Recht bezweifeln müssen, womit man von «demselben» Wort in den verschiedenen diskreten Real-

sierungsakten spricht. Die Gegebenheitsweise dieses Materials ist nur als Grenzbegriff zu betrachten, der auf das Material außerhalb der in ihm bereit liegenden theoretischen Form hindeutet. Eben dadurch, daß dieses Material so nur als Grenze «gegeben», also eigentlich nicht gegeben ist, ist auch eine Darstellung davon, ohne Heranziehung theore-tischer Form eine logische Unmöglichkeit. Man wird den Gedanken ablehnen müssen, als ob die Wendung zur be-grifflichen Auffassung eines solchen Geschehens, wie die Sprachgeschichte ist, eigentlich nichts anderes wäre als eine der Übersichtlichkeit wegen stark abgekürzte Beschreibung des wirklichen Tatbestandes. Hier wie überall, wo wirkliche Erkenntnis vorliegt, ist reine Beschreibung im Sinne einer Abbildung der Wirklichkeit eine Unmöglichkeit. Auch ein Streben nach Übersicht ist nur da möglich, wo man ein Wesentliches von einem Unwesentlichen unter-scheiden und herausheben kann, was in einer völlig un-differenzierten Totalität nicht angeht.

Das sprachgeschichtliche Subjekt.

Ebensowenig wie die Methode der Sprachsystematik verfährt diejenige der Sprachgeschichte rein beschreibend. Es diene der Mittelplan der Einzelsprache wieder zum Aus-gangspunkt. Da werden solche Einheiten aus dem Material herausgehoben, die als Subjekte von Urteilen auftreten kön-nen, welche «ihre» Entwicklung prädikativ beschreiben. Von Wandel, Veränderung in der Zeit kann nur gesprochen wer-den, wo es Subjekte dieses Wandels gibt. Die Veränderung wird dann von ihnen dargestellt, die Subjekte machen die Veränderungen mit. Was das Wort für die systematische Darstellung leistete, leistet es auch für die geschichtliche. Aber, so fragt die kritische Analyse, inwieweit bleibt es dann «dasselbe» Subjekt? Ist doch diese Terminologie eigentlich in der physischen und wohl auch in der biologischen Welt von konstitutiver Anwendung, wo an beharrenden Subjekten

wechselnde Zustände vorfindbar sind. Die Beharrlichkeit ist es eben, die man an den Subjekten des sprachgeschichtlichen Urteils bezweifeln möchte. Tatsächlich ist alles realisierte Einzelne ein Vergängliches, in der Zeit Verlaufendes, Einmaliges. Da wird man dann die Systematik zur Hilfe nehmen müssen. Dasselbe, was der Systematik ihren «Halt» gibt, leistet es schließlich auch für die Entwicklung: das Beziehen auf ein Identisches des Bewußtseins, das sich darin äußert, daß im wechselnden Prozeß Bedeutungen als identische festgehalten werden, wodurch es möglich wird, Gruppen von Lautlichkeiten auf dieselbe Bedeutung zu beziehen. Wo gewisse Bedeutungen sich durch allen Wechsel hindurch als schlechthin identisch behaupten (und in gewissem Sinn wird sich das als richtig erweisen), da wird es möglich und berechtigt, eine Lautform bestimmter Geltung als Subjekt einer Entwicklung und als Substrat einer auf sie bezogenen Reihe realisierter Einheiten aufzustellen. Auch für die höheren formalen Spracheinheiten gilt das, jedoch ist hier die Komplikation wegen der näheren Affinität zum Psychischen derart, daß sie besonders mit Hinsicht auf die Entwicklung dieser Einheiten eine eigene Untersuchung in Anspruch nimmt. Nachdem bestimmte Subjekte in Anlehnung an die Systematik aus dem Material herausdifferenziert sind, und das Recht dieses Verfahrens begründet ist, ist die formale Grundlage für eine wirkliche Sprachgeschichte gegeben. Nehmen wir wieder das einzelsprachliche Wort zum Beispiel, das als Mittelschicht aus der Mittelschicht immer den bequemsten Anhaltspunkt für die Analyse abgibt. Insofern sein eventueller Bedeutungswandel noch ausgeschaltet wird, kann es nur von Laut- und Gebrauchswandel betroffen werden. Gebrauchswandel, womit die Schwankungen in der numerischen Häufigkeit des Gebrauchs, bzw. das Außergebrauchkommen gemeint sind, leitet schon hinüber zum Bedeutungswandel. Nur die Möglichkeit quantitativer

Feststellung der relativen Häufigkeit ist es, die darauf hinweist, daß am Gebrauchswandel wenigstens teilweise eine «exakte» Methode zur Anwendung kommt. Man kann, ausgehend von der systematischen Geltungsform des Wortes, die zeitlich aufeinanderfolgenden Realisierungsformen dieser Form darstellen. Da mehrere Individuen zugleich «dieselben» Lautwerte realisieren, ist der Einwand berechtigt, daß es eine unbegründete Beschränkung ist, nur von Aufeinanderfolge zu sprechen. Besser sagen wir dann auch: die in der Zeit nacheinander und simultan von denselben bzw. verschiedenen Individuen realisierten Formen. Schon aus der Kompliziertheit dieser Umschreibung ist zu erblicken, wie wenig die Form der objektiven Zeit geeignet ist, sogar der Laut-Seite, als der objektivsten Seite an der Sprache gerecht zu werden. Aber für die exakte Feststellung bleibt es richtig: je mehr interpoliert werden kann, desto vollständiger. Jede Stelle in der induktiv aufgefundenen Reihe ist theoretisch insoweit determiniert, als sie als die mittlere zwischen einer vorhergehenden und einer folgenden zu bestimmen ist. Bei der angeblichen «Unwesentlichkeit» des objektiven Zeitmoments kann man fragen, ob denn die Reihenfolge nicht eine willkürliche ist, ob sie also durch irgend etwas mehr als durch reine Gegebenheit begründet werden kann, wobei vorausgesetzt wird, daß die zeitliche Folge der Realisierungsformen der Beobachtung zugänglich gewesen ist. Denn wäre die Reihe eine schlechthin willkürliche, so würde es für eine Theorie der Sprachgeschichte nicht vielversprechend aussehen und würde auf einer höheren Stufe das unbrauchbare heterogene Diskretum wieder zurückkehren. Es ist aber auf Grund der theoretischen Gegenstandssetzung zu erwarten, daß das Recht der Setzung dieses bestimmten Subjekts als Subjekt einer Entwicklung sich inhaltlich auch darin bewähren wird, daß die zunächst aus Einzeldaten sich aufbauende Reihe selbst wieder zur Umfassung mit theoretischer Form sich geeignet zeigt. In

der Tat haben die Entwicklungen auch diese Form, nicht nur von dem Ausgangspunkt bis zum nächsten Interpolatum, sondern als umfassendes Gesetz ganzer Reihen von Interpolata, so daß jedes Glied eben nur als Glied in der einheitlichen Reihe seine Stelle hat. Der Begriff von Anfang und Ende dieser Reihen ist noch näher zu analysieren. Insofern Sprachentwicklung auch in unabsehbare Zukunft sich erstrecken wird, kann ebensowenig wie von einem absoluten Anfang so von einem definitiven Abschluß die Rede sein. Allerdings in der Mitte liegende, also relative Anfänge und Abschlüsse muß es geben, sonst wäre nicht jedes Subjekt einer Entwicklung einreihig durch ihre Interpolata und ihren bestimmten Endpunkt determiniert und würde das Recht der Subjektsetzung wieder hinfällig. Es nötigen hier die Tatsachen eine neue Differenzierung auf. Sie betrifft die Richtung der Entwicklungen. Diese sind nur so lange gradlinig, als die Natur der Reihe einheitliche Zusammenfassung zuläßt; an dem Punkte, wo das aufhört, ist die ursprüngliche Kette zu Ende und setzt etwas Neues ein. Da ist also ein Punkt, der zu zwei Reihen gehört, zugleich Abschluß der einen und Anfang der anderen ist. Der Punktecharakter dieser Stelle ist auch nicht objektiv-zeitlich als Momentanes zu nehmen, sondern qualitativ, systematisch. Es ist nämlich, eben wegen des nicht exakten Charakters sprachlicher Entwicklung, nicht so, daß gleiche Zeitstrecken irgendwie als gleich zu betrachtende Sprachinhalte sozusagen als Entwicklungsprodukte abliefern, sondern die Entwicklung ist, ihrem Wesen nach, für exakte Zeitbestimmung unzugänglich. Nur in soweit nicht (und das ist bezeichnend für den Zusammenhang «objektiver» und «subjektiver» Zeit), als zwischen Entwicklung auf bestimmte feste Formen hin und dem relativen Beharren solcher einmal konsolidierten Formen unterschieden werden muß. Ein so gleichförmiger Prozeß ist die Sprachgeschichte nicht, daß man an beliebigen objektiven Zeitpunkten willkürliche Einschnitte machen

konnte, die für die Erfassung des sprachlichen Inhalts alle gleichen Wert hätten. Mag auch der Gedanke einer Chronologie der Sprachentwicklung, wiewohl bei unserer mangelhaften Erkenntnis kaum durchführbar, an sich durchaus berechtigt sein, so würde das nur als Chronologie der Anfänge und Abschlüsse bestimmter sich entwickelnden sprachlichen Formen einen Sinn haben, wobei alles von dem inneren Wert der zeitlich-bestimmten Erscheinungen abhinge und die Messung ihrer Dauer kaum etwas Wesentliches zu ihrer Erklärung beizusteuern hätte. Man muß annehmen, daß es von inneren psychischen Faktoren abhängt, wenn eine Entwicklung rasch vor sich geht, und dann auf längere Zeit in festen Formen endgültig beharrt. Von einem definitiven Beharren bestimmter Formen kann in einer lebendigen Sprache kaum die Rede sein. Alles Realisierte zeigt nun einmal den Charakter der Einmaligkeit. So führt zahlenmäßige Feststellung, soweit Material dazu vorhanden ist, auf diesem rein qualitativen Gebiet nur zu Ergebnissen, die niemals als rein exakt zu verstehen sind, sondern immer in der Richtung qualitativer Entwicklung umgedeutet werden müssen mittels der Begriffe des Mehr, Weniger und Gleich, wobei selbst dann noch die Überführung ins rein Psychologische Schwierigkeiten bietet, da nun einmal alles Vergleichen in der Psychologie einen reflexiv komparativen, nicht konstitutiven Charakter hat (vgl. Henri Bergson, Essay etc., Paris 1917, besonders das Vorwort). Es ist weiter die Reihe der Entwicklungen eines sprachtheoretischen Subjekts (die also eine Reihe von Realisierungen darstellt) von dem Gesetz der Entwicklung zu unterscheiden. Letzteres ist die Richtung, wohin die Entwicklung stattfindet. Die einzelnen Stellen der Reihe sind schlechthin gegebene inhaltliche Bestimmtheiten (im gegebenen Beispiel wären es die Wortformen), das Gesetz ist zwar auch bestimmt, seinem Inhalt nach, aber doch nicht real in demselben Sinne, wie es die realen Einzeldata als

Resultate momentaner Realisierungen waren. Es ist eben Gesetz vom Realen. Wo suchen wir nun die Begründung eines solchen Gesetzes oder vielmehr der Gesetzesform?

Die Gesetzesform an der Entwicklung.

Daß der zum Subjekt gemachte Gegenstand wie aus seinem Wesen die Entwicklungsreihe hervortreiben sollte, wäre eine Annahme, die auf reiner Übertragung beruht. Es fehlt diesem Subjekt ein «An-sich», ein «Wesen», das hinter seiner Erscheinung läge und die einheitliche Beziehung sukzessiver Wechselgestalten begreiflich machen könnte. Vielmehr sind seine Erscheinungsweisen die eines wiederholt Gebrauchtwerdens (was schon Heterogenität einschließt) und sein identisches Wesen liegt nur in seinem Geltungswert, d. h. nicht in ihm selbst, soweit er real ist. Wir haben es also mit einem Subjekt zu tun, von dem nur die Erscheinungsformen, die diskreten Realisierungen real sind, nicht es selbst. Zwar ist es möglich, solange man historische Grammatik treibt im Sinne einer übersichtlichen Zuordnung historisch sich entwickelnder Formen, von der kritischen Frage nach dem Sinn der aufgestellten «Gesetze» und Entwicklungen zunächst abzusehen. Ja es ist sogar für die Einzelwissenschaft, solange sie noch mit der empirischen Induktion beschäftigt ist, gerade störend, wenn sie frühzeitig die kritische Reflexion auf ihr eigenes Verfahren einstellt. Wenn K. Voßler in seinem «Logos»-aufsatz (Logos IV, S. 203 u. f.: Das System der Grammatik), unter Anführung von A. Meillets *Linguistique* in: «De la méthode des sciences», Paris 1911, 2. série, behauptet, daß die exaktesten Grammatiker von allen Beziehungen der Worte auf kulturelle Leistungen und Werte absehen wollen, und daß den wesentlichen Gegenstand der Grammatik die von geistiger Tätigkeit und geistigem Leben abgelöste Sprache bezeichnet, so ist wohl besonders die historische Grammatik damit gemeint. Wenn V. weiter fortfährt, daß mit der Sprachgeschichte das Mechanische über-

wunden wird, so dürfte das nur da zutreffen, wo die isolierende Methode des Schematismus durch Heranziehung der psychischen Momente durchbrochen wird. Denn an sich kann auch die Sprachgeschichte sich auf exakte Schemata beschränken. — Man kann die Gesetzesform der Entwicklung auch so zu begründen suchen, daß man im Sinne Kants behauptet, daß jedes Geschehen, das das Denken zum Gegenstand macht, eben als Gegenstand schematische Gesetzesform aufzeigen muß. Das ist aber nur formell und begründet die Gesetzesform nur von der Seite unseres Gegenstand-setzenden-Denkens her, nicht von der objektiven, die Struktur des Gegenstandes betreffenden Seite. Viel weniger noch kann eine dogmatische Auffassung, die das sprachliche Gesetz als durch eine Art in der Sprache waltenden Willens gewollten und verwirklichten Zweck auffaßt, so daß dann die realen sprechenden Subjekte nur als Mittel zur Verwirklichung solcher Zwecke da wären, zutreffen. Denn ebenso wie die ihnen zugehörigen sprachlichen Subjekte, haben die Gesetze nichts Definitives, Endgültiges, auf das sich das individuelle Sprechen als auf ein Wertvolles richten sollte. Nimmt man an, daß die individuellen Subjekte schließlich unbewußt am Zustandekommen oder vielmehr an der «Realisierung» der Gesetze beteiligt sind, so kann das besonders wegen des verdächtigten Begriffs, des Unbewußten eine Ausflucht scheinen, dürfte aber doch auf die Richtung der Lösung hinweisen. Auf jeden Fall wird eine genaue Analyse des Verhältnisses: Subjekt der Entwicklung — Subjekt der Sprechfähigkeit für das Problem von Wichtigkeit sein. Zunächst steht fest, daß die gesetzmäßigen Entwicklungen des Sprachlebens, rein zeitlich betrachtet, diejenigen des individuellen Lebens vielfach überdauern, so daß sie hoch über allem individuellen Sprachlichen eine Art Leben für sich zu führen scheinen. Denn dieselbe gesetzmäßige sprachliche Entwicklung eines Subjekts (wir gehen davon aus, daß es einheitliche begrenzte Entwicklungen gibt)

kann, in objektiver Zeit gemessen, Jahrhunderte umfassen. Demnach ist es völlig undenkbar, daß solche Entwicklungen dem individuellen Bewußtsein aus reiner analytischer Reflexion, und nicht nur nachher aus reflexiver Erfahrung gegeben werden. Von einer aktiven bewußten Stellungnahme zu und Betätigung an der Realisierung der Gesetze ist schon aus diesem Grunde für das individuelle Bewußtsein keine Rede. Aber auch darum nicht, weil die ganze Sprachrealisierung, wiewohl zur aktiv bewußten Seite des Seelenlebens gehörend, doch darum noch nicht ein Objekt zweckmäßig-bewußter Betätigung des Bewußtseins ist; das sind nur die im Sprechakt gemeinten Bedeutungen und Bedeutungszusammenhänge. Infolge seiner Struktur ist es eben dem Bewußtsein nicht möglich, die Aufmerksamkeit auf Realisierung eines sprachlich Vorgestellten einzustellen, und zugleich das vorher Realisierte, als mit dem jetzigen zusammenhängend, theoretisch zu erfassen. Außer in dem Fall, wo wirklich Störung in der gegenseitigen Erfüllung des Verständigungszwecks eintritt, steht das sprachlich Realisierte niemals als solches im Blickpunkt der Aufmerksamkeit, sondern immer nur als dasjenige, was es bedeutet. Das sprechende Bewußtsein funktioniert gerade nur dann sinnvoll, wenn das Realisierte nicht als ein vom «Gemeinten» Unterschiedenes zur Apperzeption drängt. Also in reinster Form bemerkt das Bewußtsein von dem, was es aussagt, nichts: nur von dem, was es sagt, d. h. «meint», ist es erfüllt. Das hat Voßler in dem angeführten Artikel auf den Gedanken gebracht, die Regelmäßigkeit oder Gesetzmäßigkeit in der Sprachentwicklung eben damit in Zusammenhang zu bringen, daß sie nicht apperzipiert werden, da die apperzipierten Abweichungen im Bewußtsein durch Wirkung des Richtungsgefühls immer korrigiert werden würden. Es ist aber dadurch, daß die langsamen Änderungen so klein und so wenig störend sind, daß sie unbemerkt geschehen können, während das subjektive Sprach-

bewußtsein in seiner identifizierenden Richtung auf Bedeutungen auch die entsprechenden Lautwerte identisch zu sagen und zu hören meint (sogar dieses «Meinen» ist kein vollbewußtes, sondern nur potentionelles, bei erster Reflexion sofort sich einstellendes), auch die einzig denkbare Möglichkeit erfüllt, die im System der Lauteinheiten (vom Bedeutungswandel noch abgesehen) gegeben ist. Ganz willkürlich können die Veränderungen schon darum nicht sein, weil sie sonst sofort «auffallen» würden und bei Überschreitung eines gewissen Maßes die Verständigung zum Stillstand käme. Eine andere Frage ist, ob, wenn man sich auf höheren Plan stellt und die Wendepunkte (vgl. S. 121) der in sich geschlossenen Entwicklungen überblickt, dann nicht dennoch der Gedanke einer Willkür, d. h. eines nicht gesetzmäßigen Verlaufs sich geltend machen dürfte. Man kann darauf mit Ja und Nein zugleich antworten. Von Willkür im Sinne der Zufälligkeit kann insoweit die Rede sein, als niemals abzusehen ist, inwiefern die Entwicklung lautlicher Einheiten aus dem Kreise dessen, was infolge der Natur menschlicher Sprachorgane möglich ist, herauskommen kann. Und auch innerhalb dieses Kreises wäre eine Entwicklung nur wirklich sinnvoll, wenn auf ein bestimmtes Ziel hingewiesen werden könnte, das dann durch einen positiven Inhalt näher als wertvoll zu bestimmen wäre und auf welches dann die einzelsprachliche oder gar jede Lautentwicklung hinstreben müßte. Nun ist so ein Ziel nicht nachweisbar, und das ist wohl kaum Zufall.

Versuch einer Deduktion der Möglichkeiten der Entwicklung.

Gesetz und Kausalität.

Überlegen wir uns die möglichen Richtungen, in denen eventuell sprachliche Lautsysteme sich einheitlich entwickeln könnten, so läßt sich von jeder behaupten, daß sie in ihrer Konsequenz durch andere Momente in der Sprache

immer abgelenkt werden muß, da sonst die Gefahr auftaucht, daß die Sprache die Erfüllung ihres idealen Wesens einbüßt. Es wird vorausgesetzt, daß die Selbstbehauptungsmotive so stark wirken (wie man sich das mit Hinsicht auf das Konkrete denken muß, bleibe hier noch dahingestellt), daß niemals partielle Entwicklungen wie die eines Lautsystems sich unter Bedrohung des Lebens der Sprache als Ganzes durchsetzen. Andererseits aber kann doch keine Änderung als unmotiviert gedacht werden, und man möchte doch eher an die Begründbarkeit der gesetzlichen Entwicklungen verzweifeln als an die der einzelnen Data. Jedes Einzeldatum, das auf ein Subjekt als seine Entwicklungsform bezogen wird, ist mit dem Zusammenhang des psychischen Stromes, der es trägt, allseitig verknüpft zu denken. In dem Sinne ist eine Kausalität des Erlebnisstromes prinzipiell gefordert. Das ist um so mehr nur so zu denken, als es nicht Einzelindividuen, sondern Gruppen von Individuen sind, die als Träger der Sprachentwicklung auftreten. Sobald die Analyse dieser Art der Kausalität einsetzt, wird man aber nicht umhin können, nach Momenten zu greifen, die nicht nur konkret sind, und da kommt man eben doch wieder auf Gesetze hinaus. Der Zusammenhang zwischen Erklärung durch Kausalität und durch Gesetzmäßigkeit macht sich auch hier geltend. Konkrete Einzeldata schließen sich zu gesetzmäßigen Reihen zusammen und die Geltung dieser «Gesetze» scheint auf den Data zu beruhen.

Es fehlt inzwischen noch immer das psychische Korrelat für die Richtung, das ist: das eigentlich-gesetzmäßige der Entwicklungen. Psychische Faktoren müssen in erster Instanz dafür maßgebend sein. Ist die Richtung mit einer Linie zu vergleichen, so ist sie wie diese mit dem ersten Differential völlig bestimmt. Daß dieser erste Ansatz nur aus dem Entwicklungssubjekt herkommen sollte, ist unmöglich, wie oben schon ausgeführt, denn dieses Subjekt

«ist» nicht, sondern «wird gebraucht». Sonst wäre auch die Entwicklung eine dem psychischen Subjekt aufgedrungene, die es einfach zu befolgen hätte auf der Bahn, in die das Subjekt seiner eigenen Natur nach sich bewegt. Nun können die Gesetzmäßigkeiten nicht auf Psychisch-Reales im Sinne der Einzeldata zurückgeführt werden. Sind sie doch eben Gesetze von Einzeldaten, also etwas neben diesen selbst. Hier müssen wir den Begriff der Disposition zu Hilfe nehmen, der im allgemeinen für psychologische Erklärungen nicht entbehrt werden kann. Das Wirksamwerden der Disposition geschieht in Abstufungen der Intensität. Übrigens hat hier unser Denken an den betr. Prozessen, worin die Dispositionen wirksam sind, seine Grenze. Wann bestimmte Dispositionen in Wirkung treten, wieweit und wie lange eine dadurch ausgelöste Entwicklung sich erstrecken wird, ist wegen der Kompliziertheit des Prozesses in keinem Fall mit Bestimmtheit vorauszusehen. Die Beschränktheit der subjektiven Reflexion, wodurch sie nicht das ganze Gebiet des Sprachlichen, sogar der eigenen Sprache beherrscht, tritt auch hierin zutage, daß von der künftigen Entwicklung der eigenen Sprache nur so viel für die Reflexion klar ist, als sich gradlinige Entwicklungen vorher bestimmen lassen, die noch nicht zu Ende sind, wobei sogar das Eintreten des Endes von völlig unübersehbaren Bedingungen abhängig ist. Da diejenige Kausalität, die den konkreten Prozeß beherrscht, in keiner Weise erfaßbar ist durch Setzung differenzierter Subjekte, an denen gesetzmäßige Entwicklungen stattfinden, wie die sprachgeschichtliche Theorie das tut, bleibt die Sprachgeschichte für die begriffliche Erfassung immer eine Aufgabe, die nur durch fortschreitende Differenzierung und Zusammenfassung mittels Gesetze gelöst werden kann. Die Setzung solcher irrealen uneigentlichen Subjekte, wie es ein Wort oder eine Konstruktion sind, sind die logisch-notwendigen Wege zur Erfassung des Ganzen, das als Totalität des Differenzierten sich für das Denken

darstellt. Insofern steht fest, daß die Methode der Entwicklungsdarstellung in der Form der Verknüpfung eines Subjekts mit einem Gesetz eine notwendige und begründete ist.

Zur Analogie.

Wir können die Erörterung noch mehr, als bis jetzt der Fall war, auf das rein Lautliche beschränken. Das Wort als Lauteinheit war ein Beispiel, worin vom Bedeutungswert noch nicht ganz abgesehen ist. Die Entwicklungsreihe eines Wortes, das Subjekt einer Entwicklung ist (und schließlich ist das jedes Wort), war selbst eine Reihe konkreter Einzelheiten, und das sie als Reihe konstituierende Gesetz schien in seiner Weise auch konkret. Als Gesetz ist es aber nicht auf den als Beispiel genommenen Fall beschränkt, sondern gilt auch von anderen Fällen, die auch wieder konkret sind. Das Gesetz steht also als etwas Einheitliches außerhalb oder oberhalb des Wortes, das Entwicklungssubjekt war. Man kann Entsprechungen aufstellen zwischen Konkreta, die durch dasselbe Gesetz beherrscht sind. Damit erscheint das Gesetz als losgelöst vom Entwicklungssubjekt: Wort. Hier ist zweierlei möglich: Fall A ist erklärbar durch Übereinstimmung in gewissen Hinsichten mit Fall B, und das hat dann die lautliche Entsprechung zur Folge gehabt (Analogie), oder: die Fälle A und B tragen in sich gleiche Bedingungen, die bei beiden unabhängig voneinander die Entwicklungen gesetzgemäß auslösen. Im ersteren Fall war die Übereinstimmung Anlaß dazu, daß das Gesetz von A auf B sich ausdehnt, im zweiten sind die Entwicklungen selbständig und nur dadurch übereinstimmend, daß gleiche Bedingungen das in-Wirkung-Treten gleicher Dispositionen hervorrufen. Hierin besteht der Unterschied zwischen Analogiebildung und gesetzmäßigem Lautwandel. Es ist klar, daß im ersteren Fall ein anderes Moment der Übereinstimmung, das nicht Übereinstimmung lautlicher Be-

dingungen sein kann, mitspielen muß, um die Analogie zu bewirken. Zu den Voraussetzungen der Analogiebildung gehört, für ihre ursprüngliche Entwicklung wenigstens, daß eine Differenz im Lautlichen einer Übereinstimmung Platz macht. Dadurch wird ein lautlicher Parallelismus zwischen übereinstimmenden Bedeutungsformen hergestellt, das ist also eine unmittelbar-psychische Erscheinung. Schematisch kann man den Vorgang mittels einer Gleichung mit drei bekannten Größen, zu denen dann ein X als vierte auffindbar ist, darstellen. Natürlich steht das Schema vom wirklichen Prozeß sehr weit ab. Freilich braucht man demgegenüber auch wieder nicht allzu skeptisch zu sein, als ob die ganze Entwicklung nur in Form eines Schemas gegeben und der psychische Hintergrund, der doch schlechthin konkret sein muß, für unsere Analyse überhaupt nicht auffindbar wäre. Eine solche Auffassung würde nicht erklären, warum denn die Sprachgeschichte in der Hauptsache als von solchen Entwicklungen beherrscht sich darstellen läßt. Nur daß die Übertragung bewußt geschehen sollte, ist nicht anzunehmen. Es scheint wieder nichts anderes übrig zu bleiben, als nach dem Unbewußten als Erklärungsgrund zu greifen. Das führt aber nicht völlig ins Unbestimmte. Wenigstens das Moment der psychischen Aktivität wird auch hier kaum entbehrt werden können. Das mag aus zwei Gründen vielleicht falsch scheinen: der erstere wird sofort hinfällig, wo man die durchgängige Beziehung auf Psychisches als unentbehrlich für die sprachgeschichtliche Erklärung anerkennt. Scheint doch in der Formel, die das Verhältnis ausdrückt, die Stelle des unbekannten X dessen Wert «von selbst» zu bestimmen. Wenn dem so wäre, würde es nichts Unbegreiflicheres, Erklärungsbedürftigeres geben, als wenn die Analogieentwicklung sich nicht vollzöge. So denkt wohl nur derjenige, der in unkritischer Weise die Formel für den realen Prozeß ansieht und den Abstand zwischen dem konkreten Geschehen und

seiner Erfassung im theoretischen Denken außer Betracht läßt, und vielleicht auch der Sprachen-erlernende Schüler. (Die psychologische Analyse des Sprache-erlernenden Bewußtseins muß eine höchst interessante und lohnende Aufgabe sein, deren Wert mindestens ebenso groß wäre, wie der von Untersuchungen wie: «wie denkt das Volk über die Sprache?» usw.)

Der zweite Grund wiegt schwerer. Es ist eine weitverbreitete Auffassung, besonders der assoziationspsychologischen Sprachbetrachtung, daß das Material dem Sprechenden sozusagen ins Bewußtsein gestoßen wird durch die Assoziation. Das hängt zusammen mit der Auffassung des ganzen Bewußtseinslebens als eines passiv gesetzmäßigen Geschehens, die zwar heute zum Teil für überwunden gilt. Schon logisch ist es zu erwarten, daß eine auf kategoriale Begriffe wie «Assoziation», «Verschmelzung», «Verknüpfung» eingestellte Methode dem besonders für die höheren Vorgänge nicht zu leugnenden aktiven Teil des Seelenlebens kaum gerecht wird. Ist es doch, wenn man eine umfassende Wesenbestimmung eines zweifellos in Abstufungen gegliederten Gegenstandes, wie es die Seele ist, geben will, durchaus unzulässig, sich auf eine Tatsachensphäre zu beschränken, von der schon von vornherein feststeht, daß für die Erklärung mehr umfassender Zusammenhänge ihre Kategorien unzureichend sein werden. Zwar läßt sich die Analogiebildung, für sich betrachtet, also aus dem Zusammenhang des Psychischen isoliert und verselbständigt, als eine notwendige Folge der gegebenen drei Bedingungen verstehen. Wenn sie nur etwas Selbständiges, außerhalb des Bewußtseins Stehendes wäre! Es muß eher möglich sein, die zweifellos auch vorhandenen, passiv gefärbten Sphären des Seelenlebens als weniger aktive, periphere aufzufassen, als umgekehrt, ausgehend von angeblich passiven Momenten, das logische Recht des Aktivitätsprinzips im konkreten Seelenleben zu verkennen und dadurch sich den Weg zur Erklärung komplizierterer und mehr umfassender seelischer bzw. sprachpsychologischer Gegenstände

von vornherein zu verschließen. Die Forderung, daß auch die konkreteren und komplizierteren Tatsachen nur erklärt werden dürfen mit Grundbegriffen, die für die isoliertesten und einfachsten, eben nur wegen ihrer Isolierung, ausreichend erscheinen, scheint von höchst problematischem Wert. Es dürfte die alte psychomechanische Assoziationspsychologie dahinterspuken. Die Abweichung der im Kapitel Systematik vorgetragenen normativen Auffassung der Systematik von derjenigen, die auf den Usus als reale Tatsache die Systematik aufbauen will, besteht gerade darin, daß erstere Auffassung die aktiven Qualitäten des Seelenlebens, besonders in einem so hohen Gebiet ihrer Betätigung, wie es die Sprache ist, für grundlegend ansieht. Da scheint dann die Auffassung der Sprechenden Formulierung als eines Stellungnehmens zu und Realisierens von Lautwerten mit den Ergebnissen der Analyse der Analogieverhältnisse gut zu stimmen. Auch das Stellungnehmen — und vielleicht ist die ganze Analogieentwicklung nichts anderes als ein solches Stellungnehmen, nur dann abweichend von früheren Stellungnahmen, was eben auch auf Aktivität vielmehr als auf Passivität hinweisen dürfte — ist nicht ein vollbewußtes, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehendes, aber doch auch nicht ein ganz unbewußtes, sondern das Bewußtsein der Aktivität beim Sprechen kann uns während des Sprechens selbst in verschiedenen Deutlichkeitsgraden vorhanden sein und besonders aus nachher sich bemerklich machender Ermüdung gefolgert werden. Es bleiben gegen diese Auffassung noch verschiedene Bedenken zu erheben. Diesen wird man insofern begegnen können, daß als Grenzbegriff ein dem passiven annähernd gleiches Verhalten der Seele anzunehmen ist. Ganz unabhängig von vorher Realisiertem konnte die Sprachtätigkeit nicht sein: sonst würde es ihr an einem Anknüpfungspunkt fehlen, wie schon die Systematik hervorhob. Die Frage ist nur, in welcher Weise sie abhängig ist. Die Antwort kann nur lauten: wertend, stellungnehmend (vgl. S. 59). Das

sprechende Bewußtsein erinnert sich im neuen Sprechakt nicht des früher real Gesprochenen (dann würde nur ein Nachsprechen stattfinden können), sondern der Geltungen, die darin lagen, oder vielmehr: es wird am vorher Gesprochenen eine geltungsartige Auswahl vorgenommen, wodurch das früher Realisierte als noch etwas anderes als ein zeitlich Vergangenes erscheint. Das früher Realisierte bestimmt also das spätere nicht in seinem Sosein in der Art, wie Naturvorgänge sich bestimmen, durch transeunte Kausalität, sondern es liefert nur das Material für die Geltungswerte, soweit dasselbe auch für das neu Auszudrückende verwertbar erscheint. Und das ist nur möglich durch die psychische Aktivität hindurch. Es ist demnach auch nicht so, wie die Assoziationspsychologie es hinstellt, daß ein Wort oder Wortbild bei gegebenem Anlaß aus seiner Latenz ins Bewußtsein hervorschießt; das würde, wie man mit Recht gesagt hat, aus der Seele eine Art Taubenschlag machen.

Erklärungsversuche.

Aber, so kann man weiter fragen, die Änderung in der Stellungnahme zur Systematik, worin hat die ihren Grund? Soviel steht fest: auf keinen Fall in dem Überwiegen gewisser Assoziationen über andere. Es kann den Schein haben, als ob die überwiegende Anzahl der Gebrauchsfälle eines sprachtheoretischen Subjekts dazu veranlaßt, andere, die Bedeutungsübereinstimmungen aufzeigen, analogisch nach Vorbild der ersteren umzubilden. Diese Auffassung geht davon aus, daß die Seinsqualität der Subjekte mit derjenigen wirklicher Subjekte gleichgesetzt werden darf. Die Ausdrucksweise der theoretischen Darstellung gibt nun einmal dazu allen Anlaß, ohne daß der logische Tatbestand zu dieser Auffassung berechnete. Es heißt: «ein bestimmtes Wort verbreitet sich ungeheuer», «es bekommt die Herrschaft über ein anderes», «verdrängt andere usw.». Durch die Analyse der Subjektsetzung am Anfang dieses Kapitels kommt der Sinn solcher

Urteile in ein anderes Licht. Der Vorzug, den ein Wort oder eine Form gewinnt, ist in erster Instanz ein psychischer und muß auf Wertung beruhen. Das Sichverbreiten oder Überhandnehmen des Gebrauchs erscheint dadurch nicht als Ursache, sondern als Erfolg. Die Ursache der Wertung selbst kann noch viel weniger in dem Wort an sich, sondern nur in Wertungsmotiven liegen. Das können dann ästhetische, logische und vielleicht noch andere Motive sein. Hier wird man je nachdem das psychische Gebiet in seiner Ganzheit, in dem die Beziehungen auf objektive Geltungen Logisches, Ästhetisches, Ethisches, Kulturelles nicht fehlen dürfen, zur Erklärung heranziehen müssen. Auch die Dispositionen, besonders der Sprachorgane, können dabei nicht außer acht gelassen werden.

V. d. Gabelentz hat S. 256 seines Werkes die Geschichte der Sprache als durch die Resultante zweier Tendenzen oder Kräfte beherrscht vorgestellt: durch den Bequemlichkeitstrieb einerseits und den Deutlichkeitstrieb andererseits, also ein physiologisches und ein psychologisches Moment. Ob der Ausdruck: Trieb besonders für die erstere Komponente gerade glücklich ist, soll hier nicht näher erörtert werden. Das Bezeichnende an der Gegenüberstellung ist, daß ein passives und ein aktives Moment sich die Wage halten. Derselbe Autor hat an verschiedenen Stellen desselben Werkes noch andere Triebe als wirksam in der Sprachgeschichte genannt: so S. 353 und 361 den Spieltrieb, S. 360 und 394 den Formungstrieb, wobei abwechselnd in derselben Bedeutung auch von Tendenzen gesprochen wird. Doch dürften mit dem letzteren im allgemeinen mehr die im sprachgeschichtlichen Material vorfindbaren Entwicklungsgesetzmäßigkeiten bezeichnet sein. Vom guten Recht solcher Begriffe haben wir auszugeben, wenn wir überhaupt sprachgeschichtliche Forschung treiben wollen. Von K. Voßler ist in dem «Logos»-Aufsatz: Grammatik und Sprachgeschichte, Logos I, S. 83/94, 1910/11 auf den künstlerischen Ge-

schmack als sprachschöpfenden Faktor besonderer Wert gelegt: «Sprachliche Wahrheit ist Schönheit . . . alle Sprachentwicklung ist zuletzt beherrscht von dem Geschmack der Sprechenden.» . . . «Jede Lautverschiebung ist immer von ästhetischen Motiven durchsetzt» . . . Diese Zitate dürften das Wesentlichste der Absicht des Aufsatzes wiedergeben. Einseitig muß die Auffassung wohl sein, denn daß wir alle Künstler und Dichter sind, wie Voßler behauptet, ist sogar in der von ihm gemeinten Übertragung höchst zweifelhaft, und eine Richtung der Sprache (welcher? der Einzelsprache?) auf ästhetische Vervollkommenheit hin, wovon Voßler ausgeht, läßt sich nicht nachweisen. — Die Erklärung des sprachlichen Wandels durch wertende Stellungnahme zu einem gegebenen Material ist selbst ein Ausgangspunkt neuer Problemstellungen. Bei jeder Erklärung mittels allgemeiner Tendenzen ist die große Frage: wie verträgt sich die unmittelbare Konkretheit des zu erklärenden Datums mit der Verknüpfung eines so abstrakten Triebes oder Gruppenverhältnisses? Zuerst mußten wir ins Unbewußte oder jedenfalls nicht Vollbewußte unsere Zuflucht nehmen, um erklären zu können, und da wird dann die Verknüpfung der zwei oder mehrerer Erklärungselemente doppelt schwer denkbar. Geht man realistisch davon aus, daß die Elemente als Dispositionen einfach «bereitliegen» und nur die Aktivität der Seele nötig ist, um ihre Tätigkeit auszulösen, so ist die Frage nicht zu umgehen, woher wir bei der Erklärung die Sicherheit haben, daß eben die Verbindung dieser bestimmten Elemente oder Dispositionen diese bestimmte sprachliche Tatsache zum «Ergebnis» hat, wenn das so ganz unmerkbar, für die Introspektion unkontrollierbar vor sich geht. Dem ist nur gegenüberzustellen, daß eine durch induktives Material erweiterte Reflexion, also eine objektiv-komparative Methode zu diesen Konstruktionen veranlaßt. Die Auffindung der in der Sprache wirksamen allgemeinen Tendenzen ist indessen doch nicht ganz ohne analytische Reflexion des subjektiven

Sprachbewußtseins zu denken, in der Hauptsache aber ist es die Induktion auf empirisch-historisches Tatsachenmaterial, die diese «Triebe» entdeckt. In vielen Fällen wird es aus subjektiver Reflexion nicht möglich sein, zu begründen, warum so und nicht anders gesprochen wird. Dann kann aber das historische Material manchmal Aufklärung geben. Das wird von H. Maier, Psych. d. emot. Denkens, S. 36/37 in der Weise ausgedrückt: «Die komparativen Methoden . . . suchen, um der Gefahr subjektiver Einseitigkeit und Unvollständigkeit zu begegnen, aus verschiedenen Gebieten objektives Material zur Vergleichung heranzuziehen» . . . und S. 37: «Die sprachlichen Formen sind fixierte Tatsachen, deren Berücksichtigung für die psychologische Analyse ein Korrektiv gegen die Gefahren subjektiver Einseitigkeit und ungenauer Beobachtung werden kann». Das Bewußtseinskonkretum läßt sich in keiner anderen Weise weder theoretisch fassen noch erklären, und man wird annehmen müssen, daß auch hier die Wirkung, wenn dem Erfolg auch nicht adäquat, wie niemals im Psychischen der Fall ist, so doch sein Vorbereiter ist. Anders als ihrem «Erfolg» nach können diese psychischen Vorgänge überhaupt nicht erkannt werden. Auch die Analogiewirkung, die wir zu analysieren suchten, zeigt sich ja nur im Resultat, dem Analogieverhältnis, das vorher nicht da war. Auch die sorgfältigste Beobachtung des konkreten Erlebnisses der Analogiebildung, soweit für das reflexive Bewußtsein zugänglich, wird das dem fertigen Aussagen der Analogie Vorangehende doch nicht anders als konstruktionsmäßig, d. h. auf das theoretisch zerlegbare Resultat hinblickend, sich denken können. Der Schein eines «mechanischen» Hervorbringens solcher Analogien wird wohl dadurch am meisten geweckt, daß der Aktcharakter eines jeden sprachlichen Vorgangs dem subjektiven Sprachbewußtsein kaum zum Bewußtsein kommt, wiewohl die Theorie ihn unumgänglich fordert. Es ist gerade diese scheinbare Einfachheit,

womit sich das konkrete Analogon in den Fluß der Rede drängt, die dazu verleitet, den Prozeß durch den Hinweis auf eine bloße Assoziation als wissenschaftlich erledigt zu betrachten. Das ist aber ein unbrauchbarer Maßstab, denn wollten wir die Bewußtseinsdata wissenschaftlich darnach erklären, ob sie mit mehr oder weniger intensiver Aufmerksamkeit sich abspielen, dann fiel gerade dasjenige Gebiet, das den Grundstock aller psychologischen Forschung bildet, nämlich das normale, konkrete Bewußtseinsleben außerhalb der Psychologie. Wir hatten schon Gelegenheit, darauf hinzuweisen (im Kapitel Systematik, S. 55), daß die logische Feststellung psychologischer Tatsachen etwas Komplizierteres ist, als diese Tatsachen selbst es für das subjektive Bewußtsein sind. Dasselbe gilt auch für die genetische Erklärung. Schließlich muß man aber annehmen, daß die kompliziertesten Konstruktionen der wissenschaftlichen Psychologie ihr Recht haben, weil sie darauf hinzielen, uns die wahre Struktur des Gegenstandes vorzuführen, die wir im reflexionslosen Erleben zwar besitzen, aber nicht denkend erfassen. (Vgl. Natorp, Allg. Psychologie I, 8, bes. §§ 2 u. 3: «Der Grundgedanke der Rekonstruktion des Unmittelbaren im Bewußtsein, bzw. wieso die Rekonstruktion eine Aufgabe ist».)

Ein merkwürdiges Beispiel davon, wie man sich durch die vorthoretische Einfachheit eines gegebenen Objekts dazu verführen lassen kann, diese als etwas Konstitutives, für die Erklärung Wesentliches zu betrachten, wodurch dann der Wert analysierender begrifflicher Betrachtung stark herabgesetzt erscheint, findet sich bei H. Bergson, diesem Propheten der Intuition. Wiewohl das Beispiel einem anderen Wissensgebiet angehört, so läßt es sich leicht auf unseren Fall übertragen und dürfte darum für den Wert der darin sich ausprechenden Denkweise bezeichnend sein. In der *Evolution Créatrice*, 1918, 21. Aufl., S. 97, heißt es: «En général, quand un même objet apparaît d'un côté comme simple et de l'autre

comme indéfiniment composé, les deux aspects sont loins d'avoir la même importance, ou plutôt le même degré de réalité. La simplicité appartient alors à l'objet même, et l'infinité de complication à des vues, que nous prenons sur l'objet en tournant autour de lui, aux symboles juxtaposés par lesquelles nos sens ou notre intelligence nous le représente, plus généralement à des éléments d'ordres différents avec lesquels nous essayons d'imiter artificiellement, mais avec lesquels aussi il reste incommensurable, étant d'une autre nature qu'eux.» Weiter S. 99: «Si je lève la main de A en B, ce mouvement m'appartient à la fois sous deux aspects. Senti du dedans, c'est un acte simple, indivisible. Aperçu du dehors, c'est le parcours d'une certaine courbe A B . . . » und S. 101, wo die Sache zu einem erkenntnistheoretischen Ergebnis zugespitzt wird: «Maintenant, je reconnais, que la science positive peut et doit procéder comme si l'organisation était un travail du même genre. A cette condition seulement elle aura prise sur les corps organisés, . . . l'organisation ne sera donc étudiable scientifiquement, que si le corps organisé a été assimilé d'abord à une machine . . . Voilà le point de vue de la science; tout autre, à notre avis et celui de la philosophie.» Die Beispiele Bergsons, das Aufheben des Armes und die Organisation des Auges, sind ersichtlich physiologisch-biologischen Tatsachenkreisen entnommen, aber die Sprechfähigkeit, soweit sie sich historisch entwickelt hat, läßt sich auch mit biologischen Gesichtspunkten in Zusammenhang bringen. Weiter stimmt der Vergleich ganz. Nur daß bei den isolierten Sprechakten, wie die, wo eine Analogie, zunächst eine lautliche zum Vorschein kommt, von Analyse in unendlich vielen Komponenten nicht gut die Rede sein kann, außer wenn man den Akt des Sprechens der Laute, abgesehen vom Wertmoment der Analogiebildung, regelrecht mit dem Aufheben des Armes vergleichen will. Der Ansatz der Organe durch den Willen ist in immer kleinere aufeinanderfolgende Momente zu zer-

legen, die zusammen das Zustandekommen des Sprechens hervorrufen. Auch könnte man den vorbereitenden psychischen Akt, die Satz- oder Wortvorstellung, die zur Äußerung führt, und nur in fertiger Gestalt als tatsächliches Sprechen gegeben ist, als unendlich gegliedert zu denken versuchen. Das hat aber keinen Sinn, denn die Teile würden nur homogene Bruchteile des Resultats sein, die man willkürlich klein oder groß machen kann und die auch auf keinen Fall den Wert haben, den Sprechakt als einheitlichen Akt verständlich zu machen. Hieran knüpft sich folgende Analyse: «Gegeben» war eine bestimmte psychische Tatsache, eine Analogieform, von der vorausgesetzt wird, daß es ihr erstes Auftreten ist, da sie doch einmal in der Zeit «anfangen» muß und vorher nicht da war. Die Zahl der Erklärungselemente ist mindestens zwei, in diesem Fall das «Material» und die (geänderte) psychische Stellungnahme, die selbst wieder mehrere Elemente in sich schließt, worauf wir für diesen Zweck nicht näher eingehen. Da die Reflexion eine Auseinanderlegung dieser Momente zum Ergebnis hatte, können wir in erster Instanz nicht umhin — und hierin folgen wir Bergson genau —, die Rekonstruktion als Zusammensetzung der Elemente der Erklärung aufzufassen (Bergson sagt: «Assemblage»). Das ist aber nur möglich für das rekonstruierende Denken in einer Zeitfolge mit bestimmten diskreten Punkten. Hier tut sich zugleich der Unterschied gegenüber dem Konkretum auf: Der innere psychische Vorgang, das Konkretum, hat nicht in der Weise wie seine reflexionsmäßige Erklärung ein Moment der diskreten Zeitsetzung zur Voraussetzung, wiewohl er in der (objektiven) Zeit zustandekommt. Unser Erklären verfährt also objektivierend, schematisch. Erst dadurch, daß wir das eine Erklärungsprinzip auf das andere logisch anwenden, also mindestens zwei verschiedene Data zusammenstellen, haben wir Erklärung. Das bedeutet aber auf keinen Fall, daß im Konkreten diese zwei oder mehr in der Zeit hintereinander hergehen. Dem Konkretum geht nur

ein anderes Konkretum unmittelbar vorher. Eine Bewußtseinstatsache läßt sich aus der Summe des zeitlich Vorhergehenden im Bewußtsein nicht verstehen. Solche Erklärungselemente, wie Bequemlichkeits- und Deutlichkeitstrieb, sind ebensogut vorher wie nachher da, man kann sie nicht zeitlich lokalisieren, sie liegen in einer anderen psychischen Dimension als das real zeitlich Ablaufende. Das gilt von allem Dispositionalen, besonders von allgemeinsten Dispositionen, wie die Fähigkeit zum Sprechen u. dergl. Aus diesem Grund kann zeitliche Aufeinanderfolge der zusammensetzenden Elemente nicht angenommen werden: «Material» und «Stellungnahme» sind nicht etwa gleichartig, ebensowenig wie der Bequemlichkeitstrieb, von dem v. d. Gabelentz spricht, auf einem Plan liegt mit dem Material, das er angeblich nach seinen Zwecken umgestaltet, so daß sich dann bestimmte Data aus dem Zusammenwirken mit diesen beiden Momenten erklären ließen. Man kann es sich bequem machen und das «Vorhergehen» auf ein «logisches» Vorhergehen beschränken. Dieses scheint dann dem Zeitlichen gegenüber ziemlich sicher und gefestigt. Aber dann ist doch der Sinn eines solchen Vorhergehens näher zu bestimmen. Es kann nicht nur besagen wollen, daß das Vorhergehen ein logisch gefordertes ist, ohne nachweisbar zu sein in der Erfahrung: so würde es nur die Tatsache der reflexiven Erklärung wiederholen, und überdies bliebe die Forderung mit dem tatsächlich zeitlich Vorhergehenden in ungelöstem Widerspruch. Es muß eine objektive Dimension gesucht werden, worin man das «Vorhergehende» unterbringen kann. Ohne Erweiterung des psychologischen Gesichtskreises über Konkretes und zeitlich Ablaufendes hinaus kann es zur Lösung nicht kommen. Nicht nur das konkrete Datum des Sprechens und sein zugehöriger psychischer Hintergrund, sondern jedes psychische Konkretum befindet sich in der oben geschilderten Lage. Ja vielleicht ist sogar das Gebiet des Exakten, Physischen davon nicht auszuschalten. Ist doch auch hier ein

Gesetz ein Etwas, von dem konkrete, zeiträumliche Erscheinungen getroffen sind, das aber selbst nicht in der Zeit ist, wie die Erscheinungen. Nicht als ob ein Gesetz und besonders ein Entwicklungsgesetz je vom Bezug auf die Zeit ganz loszulösen wäre. Sein Inhalt betrifft eben Entwicklungen, die sozusagen die Zeit brauchen, um Entwicklungen zu sein. Das Gesetz selber als Einheitliches ist, wie schon wiederholt betont wurde, nicht in der Zeit, sondern überzeitlich. Inzwischen ist überzeitlich nicht mit «ewig» gleichzusetzen. Es gehen dem Faktum das Gesetz und die inhaltlichen Bedingungen «vorher». Und aus diesen zusammen wird das Faktum als bestimmt gedacht.

Die psychologischen Gesetze als Formen psychischer Aktivität.

Die psychologischen Gesetze stellten sich heraus als ausgelöst durch Dispositionen, die in bestimmten Fällen aktuell werden. Da der ganze Prozeß der konkreten Tatsachen als bestimmt und erklärbar gedacht werden muß, kommt man neben der Fülle realer Bewußtseinstatsachen zur Annahme eines Inbegriffs von Gesetzen, deren jedes mehrere «Fälle» unter sich hat. Wäre jedem Konkretum ein eigenes Gesetz zugeordnet, so fielen Individuelles und Gesetz zusammen. Innerhalb des Gebiets der Gesetze wird aber eine Abstufung von Gesetzen weiterer und engerer Geltung erforderlich sein. Sie sind alle Gesetze, die erst an Tatsachen gefunden, aber auf das Psychische bezogen werden. Man wird also zu der Annahme gedrängt, daß das Ganze des Seelenlebens im konkret Realisierten sich nicht erschöpft. Macht man wirklich Ernst damit, daß die Gesetze nicht nur Ordnungsformen des vergegenständlichten Materials sind, was bei der Systematik noch denkbar, aber für die Entwicklung völlig ausgeschlossen erscheint (die Systematik operiert mit normativen, die Entwicklung mit realen Gesetzen), so kommt man bei der vorgetragenen Auffassung des Seelischen

dazu, die Gesetze als Betätigungsformen der psychischen Aktivität anzusehen, die in ihrer systematischen Gliederung das synthetische, überzeitliche Wesen der Seele ausdrücken, wenn nicht das selbst sind. Alles dasjenige am Konkreten, was eben nicht einmalig, vergänglich, unfassbar ist, löst sich auf in solche Gesetze. Und das ist dann im psychischen Strom die mehr dimensionale Einheitlichkeit des Bewußtseins, die sich hierin bewährt. Die Aufeinanderfolge: Vorher-Nachher, als die Form des zerlegenden Denkens, erscheint hier tatsächlich gesprengt. Jedes Erlebnis-Konkretum läßt sich betrachten als ein X, das von nicht zwei, sondern beliebig vielen Seiten oder Richtungen her, die als Gesetze im Seelenleben ihr Korrelat haben, begrifflich bestimmbar ist. Dem entspricht auch der Gang der tatsächlichen Forschung. Sie bleibt beim Konkretum, bei der Tatsache nicht stehen, sondern ist immer bestrebt, ihr eine neue Seite abzugewinnen, ein neues Moment durch die Beziehungen auf Gesetzmäßiges aus seiner Einheit herauszudifferenzieren. Es widerspricht der unmittelbaren Erfahrung, daß das Konkretum die zeitliche Synthesis dieser qualitativ verschiedenen Momente sein sollte. Ein zugleich-Wirken der vielen Gesetze zur Erschaffung des einen einfachen Konkretums wird nun um so verständlicher, als auch das «Zugleich» nicht mehr zeitlich aufzufassen ist, sondern nur die gemeinsame Richtung auf einen Punkt ausdrückt. Diese Auffassung dürfte zwei seelische Data passend verbinden. Erstens wird der Vielheit der einwirkenden Gesetze, die ohnedies nur ein Zerlegungsprodukt unseres Denkens bedeutete, der nichts Reales entspricht, ihre Stelle angewiesen. Das ist sozusagen noch objektiv konstruierend. Und zweitens stimmt die Lösung des Vielheits-Konkretheits-Problems mit der subjektiven Erfahrung des nicht objektiv-zeitlichen Charakters des konkreten Einzelerlebnisses und des dazu gehörigen sprachlichen Ausdrucks, das sonderbarerweise außer seinem «Resultat» keine innerlich konstatierbare Vorgeschichte hat. Die Ana-

lyse der psychischen Vorbereitung der Vorstellung oder Äußerung eines Satzes kennt eigentlich nur einen Anhaltspunkt: die Vorstellung bzw. Äußerung ist da oder nicht da. Dazwischen gibt es nichts «Faßbares». Die Vorstellung «taucht auf», wie wir sagen, aber dieses Auftauchen ist auch etwas Einheitliches, das, wenigstens subjektiv erfaßt, sich nicht durch Häufung beliebig kleiner oder vieler zusammengesetzter Teile langsam aufbaut, sondern unvermittelt da ist. Das scheint eine Eigentümlichkeit aller einheitlichen Bewußtseinsvorgänge, daß sie auch in ihrer zeitlichen Entstehung schon als Ganzes gedacht werden müssen. Das dürfte daher kommen, daß die Kategorie der Quantität auf Psychisches nicht unmittelbar anwendbar ist.

Es bleibt noch eine Schwierigkeit. Es wurde die Analogiewirkung als ein vorher nicht Daseiendes, in der Zeit Auftretendes betrachtet. Ein Material war aber zur Analogiebildung notwendig; also entstand doch die Analogiebildung aus einem Anderen in der Zeit? Jedenfalls nicht im Sinne kausal kontinuierlichen Entstehens. Während wir das Eine als aus dem Anderen sich entwickelnd betrachteten, hatte sich die irrealen Subjektsetzung an Stelle des wirklichen Prozesses geschoben. Zwar als auf Material, d. h. wertend, also eben nicht exakt sich erinnernd, hatte die psychische Aktivität auf Vorhergehendes «Rücksicht genommen», aber nicht auf das Realisierte als solches, sondern auf den diesem entsprechenden Wert. Davon kann also nicht die Rede sein, daß in passiver Weise ein Konkretum ein anderes hervortrieb, sondern zwischen den beiden steht die stellungnehmende psychische Aktivität als Vermittlerin, und macht sowohl einerseits die Beziehung auf schon Realisiertes, wie andererseits die Setzung eines Neuen verständlich. Es scheint jetzt auch deutlich zu werden, warum das Hineintauchen der Reflexion in die Subjektivität für die Erklärung des Konkretums so enttäuschend wirkt, da sie uns nur das Konkretum selbst oberhalb einer psychischen «Leere» finden läßt. Die Formen

der psychischen Aktivität, die das Konkretum in dem Beispiel der Analogie zustandebringen, sind nicht zu denken als in ihrer Tätigkeit aufeinanderfolgende Gesetze, die neben dem Konkretum selbst als Nichtkonkrete zugleich bewußt sein könnten. Das Gesetzmäßige am Bewußtsein, d. h. die Form seiner Aktivität, steht damit als das Nichtbewußte dem bewußten Inhalt als dem Bewußten gegenüber. Der Inhalt ist immer völlig bestimmt, wiewohl vielleicht eben darum nicht begrifflich erschöpfbar. Er ist reines Erlebnis in derselben Weise, wie der physische Raum keine Vacua hat, und ein Ding, das darin existiert, zu jedem Moment in irgendeiner bestimmten Form da ist. Endlich weist das Wechseln der Aktivitätsformen, die zeitlich beschränkte Geltung der Gesetze darauf hin, daß die Aktivität als allgemeinstes Prinzip zwar immer in bestimmten Gesetzen real wirksam (wie, eine Stufe darunter, das Konkrete immer völlig bestimmt, aber zugleich immer wechselnd ist), aber doch als Prinzip an kein bestimmtes Gesetz gebunden ist. Ob das Prinzip doch nicht auch irgendwie durch gewisse Grenzen beschränkt ist, und welche diese Grenzen sind, ist für unser Denken schwer, wenn nicht unmöglich bestimmbar. Eben dadurch, daß wir es über alle Gesetze als seine Betätigungsformen erhaben denken, haben wir keine Form, in der es selbst zu fassen wäre.

Weiteres zur Lautentwicklung.

Der Fall der Analogie war zu interessant, als daß seine Analyse hatte unterbrochen werden können und dadurch wurde die Betrachtung der rein lautlichen Entwicklungen, die die erste und niederste Stufe darstellen, zurückgeschoben. Es läßt sich aber doch das Ergebnis der Analyse des Analogiefalles auch hierfür verwerten. Lautgesetze gibt es zweierlei: Entsprechungs- und Entwicklungsgesetze. Dadurch daß die wertende Stellungnahme in der Seele sich ändert, scheint die eine Art in die andere übergehen zu

können. Dabei bleibt der psychische Charakter doch verschieden, denn erstere sind normativ, letztere dagegen Betätigungsformen der psychischen Aktivität. Man hat Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze verfochten und dieselben den Naturgesetzen gleichgesetzt. Gab es auch schon auf den ersten Blick Ausnahmen, so stellte sich heraus, daß die so zu bezeichnenden Data von anderen Gesetzen betroffen wurden, und da nicht zugleich eine Vielheit sich inhaltlich ausschließender Gesetze das eine Konkretum zum Ergebnis haben kann, mußte angenommen werden, daß die Gesetze in ihrem Wettbewerb sich streiten und das stärkere den Sieg davon trägt. Diese Auffassung hat mit dem Gedanken eines streng mechanisch determinierten Seelenlebens nahe Verwandtschaft. Wenn auch für die höheren Gebiete die Durchführung des mechanischen Prinzips nicht sofort gelingen wollte, so tröstete man sich vorläufig mit der Gewißheit, daß wenigstens für die Lautlehre ein gut Teil Gesetzmäßigkeit unabweisbar ist. Was aber eine Mechanik niemals zu erklären imstande wäre, ist die zeitliche Begrenzung der Geltung der Lautgesetze und die Motive ihrer Verdrängung durch andere. Man nehme einmal an, daß ein neues Gesetz so «mächtig» geworden ist (auch v. d. Gabelentz spricht S. 233 von «sprachbewegenden Mächten»), daß es ein anderes «verdrängt», so fragt man sich doch nach dem Grunde einer solchen Änderung. Wir suchen ihn darin, daß ein Akt der Bevorzugung das eine Gesetz auf den Thron hebt und das andere zurückstellt, daß es also psychische Motive sind, die den Wandel bedingen. Die Beziehungen auf ein psychisches Korrelat sowohl vom gesetzmäßigen Schema wie von der Ausnahme erscheinen dadurch möglich, daß die psychische Aktivität im Sprechen immer in Form, d. h. gesetzmäßig sich betätigt, ohne an bestimmte Formen gebunden zu sein. Hier liegt dann auch der Unterschied, mit der nach festen Gesetzen «tätigen» Materie, deren Wirkungsweise eben nur Form ist. Zugleich

wird ersichtlich, wie die Gesetzmäßigkeit in den «unteren» Gebieten der Sprache, wie sie die Lautlehre behandelt, am meisten der exakten sich zu nähern geeignet ist. Das kommt daher, weil in der «Aussprache» die psychische Aktivität am wenigsten konzentriert, ja ganz peripherisch — wiewohl immerhin aktiv — wirkt und der Schein passiver Assoziation muß da am leichtesten entstehen. Daß die verschiedenen Schichten jede nach eigenen Gesetzen durch die psychische Aktivität «versorgt», in ihrem simultanen Zusammenwirken nicht als unterschiedene zum Bewußtsein kommen, ist in derselben Weise durch die Natur des konkreten, unmittelbaren Bewußtseins bedingt, wie das bei den verschiedenen Gesetzen, die ein sprachliches Konkretum bestimmen, der Fall war. Die Isolierung des Physiologischen als ein Teilgebiet innerhalb der totalen Sprachwirklichkeit ist gewiß berechtigt, nur bleibt die Eigengesetzlichkeit der Betätigungsformen dieses Gebietes auf die Seele selbst als ihren Grund bezogen. Gesetze im lautphysiologischen Sinne sind demnach feste Formen, worin sich das Sprechen betätigt oder entwickelt, die aber in psychischen Motiven sowohl ihre Begründung wie ihre Grenze heben. Ob es auch Korrelate zum angeblichen «Sieg des Stärkeren» im Konkreten gibt? Die Zweifelsmomente im Streben nach richtigem Sprechen wird man hierher zählen müssen. Für eine objektive, «gesetzmäßige» Betrachtung ist der Umfang dieser Fälle aber viel größer, da ein Teil der Verdrängungen sich nur dem objektiv-komparativen Blick erst ergibt, ohne daß ein subjektives Korrelat nachweisbar ist. Diesen unbewußten Streit werden wir uns auf demselben Plan zu denken haben, als wo die verschiedenen Gesetze das eine Konkretum zusammenschaffend bewirkten: Nicht das Aufeinanderstoßen der «losgelassenen» Gesetze in der Seele führt zum Sieg des Stärkeren, sondern die Wahl der seelischen Aktivität, die freilich keine vollbewußte Wahl ist. Man hat versucht, den passiven Charakter der Lautentwicklungen durch Hinweis auf die Allmählichkeit

und Kontinuirlichkeit der Übergänge zu erweisen. Zeitliche Kontinua im strengen Sinne sind die Entwicklungen eines lautlichen Subjekts keineswegs. Die Reihenfolge ist zwar nicht umkehrbar, aber zwischen jede zwei Stellen klappt in der objektiven Zeit eine Lücke und dem entspricht eine psychische Unterbrechung, wodurch jede folgende Realisierung, die sich auf ein selbes bezieht, der alten gegenüber als ein Neues, als kontinuierlich nicht zu verstehendes erscheint. Auch Paul hat den Weg der kontinuierlichen Erklärung beschritten und behauptet, daß die Unterschiede zuerst so klein sind, daß sie nicht bemerkt und daher nicht korrigiert werden. U. E. bedeutet das nur eine Beschreibung der Verhaltungsweise des subjektiven Sprachbewußtseins diesen Erscheinungen gegenüber, und es steht völlig mit dem identifizierenden, normativen Charakter des stellungnehmenden Bewußtseins im Einklang, daß es den Unterschied nicht merkt. Was aber hieraus nicht erklärt wird, ist die bestimmte Richtung der lautlichen Entwicklungen, und diese muß doch aus gesetzmäßigem Wirken der sich in der Sprache äußernden seelischen Tätigkeit erklärt werden. Ob auch hier davon die Rede sein darf, daß im ersten «Differential» die ganze Richtung schon antizipiert ist? Das scheint wenigstens so, denn wir können die Bestimmtheit der Richtung, wie sie empirisch am historischen Material nachgewiesen werden kann, niemals als die zufällige Resultante der einzelnen Reihestellen ansehen (vgl. Porzezinski, Einleitung in die Sprachwissenschaft 1910, S. 156/57). (Vgl. auch Whitney, *Languages and the study of languages*, S. 43: «Phonetic change is the work of man, endeavouring to make things easy to their organs of speech»). Man hat bisweilen alle lautliche Änderung aus dem Bequemlichkeitstrieb, als wäre sie immer eine Erschlaffung ursprünglicher kräftiger Artikulation, ableiten wollen. Dem widerspricht aber die historische Entwicklung, denn bei genügender Konsequenz wäre am Ende der Sprachentwicklung ein Herabsinken ins Unartikulierte zu erwarten, oder, wenn man an-

nimmt, daß dem durch den Verständigungs- oder Deutlichkeitstrieb die Wage gehalten werde, so müßten doch unsere modernen Sprachen ein im allgemeinen schlafferes Lautsystem aufweisen als z. B. die antiken (vgl. Paul, *Prinz.* S. 57). Das ist aber nicht der Fall. Auch der Begriff vom Differential ist nicht ohne weiteres vom Gebiet der exakten Wissenschaften zu übernehmen. Der «diskrete» Charakter des Lautwandels läßt das nicht zu. Die Differenz ist bei ihrem ersten Auftreten nicht willkürlich bzw. unendlich klein, wie die ideale, mathematische, sondern immer real. Auch hier, auf Seite des dem Physischen am nächsten stehenden Sprachlichen, sind Begriffe der exakten Wissenschaft nicht ohne weiteres anwendbar. Der mathematische Begriff des unendlich Kleinen, das die Richtung einer Linie bestimmt, ist für die Lautentwicklung nicht brauchbar. Für den Bedeutungswandel hat es erst recht keinen Sinn, von einem verschwindend kleinen Anfangsunterschied zu sprechen, da hier rein qualitative Reihen vorliegen. Der Widerspruch der Konsequenz des Bequemlichkeitstriebes mit der empirischen Erfahrung ist für die Auffassung des Gesetzescharakters solcher Triebe und des Geltungsbereichs dieser Gesetzmäßigkeit von Belang, da auch hieran wieder ersichtlich wird, wie wenig von einem unabänderlichen Beherrschtwerden des Materials durch Gesetze die Rede sein kann. Das wurde schon deutlich bei der Analyse des positiven Sinnes, den «Gesetz» in einer psychologischen Wissenschaft in Anwendung auf historisches Material haben darf. Es kommt noch dazu, daß die inhaltliche Dignität des Bequemlichkeitstriebes es ausschließt, daß dieser Trieb absolute Herrschaft über das Sprachmaterial haben sollte. Sehr vorsichtig sagt Morgenroth in den *Germ.-Rom. Mtsschr.* IV, 1912, «Vorläufige Aufgaben der Sprachpsychologie im Überblick». I, S. 17: «Diesem physiologischen Prinzip (nämlich des kleinsten Kraftmaßes) folgt vermutlich die Koordination der im motorischen Zentrum erregten Bewegungen um so mehr, je weniger die Funktion

der Aufmerksamkeit ihm entgegenwirkt». Jedes Gesetz, jede Form der sprachlichen Aktivität, die, absolut genommen, das Sprachleben in seiner Ganzheit bedroht (und das trifft in eminentem Sinne auf den Bequemlichkeitstrieb zu), weist darauf hin, daß dieses «Leben» von ihm wesentlich unabhängig sein muß und das Gesetz nur braucht, insofern es dem Leben förderlich und nicht störend ist. Wir müssen voraussetzen, daß die «Sprache» in absolutem Sinne sich «behauptet», auch nach ihrer unentbehrlichen lautlichen Seite, in notwendigen Differenzierungen, oder vielmehr, daß das irrealen Subjekt zum Übersehen des logischen Charakters dieser Behauptung führen kann: die Idee der Sprache, die wir auf der höchsten Schicht als Wesenseigenschaft dem Menschen zuteilen, zeigt sich darin als das Prinzipielle und Tiefste, daß sie in ihrer Aktivität Formen realisiert, aber niemals von diesen beherrscht wird. So bleibt die Idee das letzte, selbst nicht mehr in irgendeiner Form faßbare Aktivitätsprinzip, dem zwar kein empirischer Inhalt zuzurechnen ist, die aber doch als höchstes Gesetz allem stufenweise Realisierten hinzuzudenken ist. Es ist der ganze Be-
trieb der empirischen Sprachwissenschaft nur dadurch einheitlicher, auf einen Gegenstand gerichteter, daß die Idee der Sprache ihm die Forschungsrichtung anweist. (Vgl. Kap. I: Gegenstand.) Das ist bei jeder Einzelwissenschaft der Fall, insofern sie ein objektives Recht hat, Wissenschaft von zusammengehörigen Tatsachengruppen zu sein. Dasjenige, was das Material für den erkennenden Blick zum gruppierten Material vereinigt, ist eben die Idee. Die letzte Voraussetzung alles Sprachlichen durch Hinweis auf die konkrete Fülle des Realisierten inhaltlich bestimmen zu wollen, ist insofern eine unerlaubte Beschränkung, als die Idee nicht nur als letzter Grund alles Realisierten, sondern auch als Möglichkeitsgrund und Gesetz alles noch zu Realisierenden und Realisierbaren gedacht werden muß. In-
dessen wird ein Überblick über die hier vorliegenden ge-

danklichen Möglichkeiten nur da seine passende Stelle finden, wo die Sphären der höchsten Abstraktion und der voll inhaltlichen Konkretion in ihrer Wechselbeziehung, ihrem Aufeinander-hinweisen zusammengestellt werden.

Überblicken wir noch einmal die logische Analyse des Problems der Lautentwicklung. Subjekte der Entwicklung, an denen diese sich vollzieht, ergaben sich auch hier als unumgängliche Voraussetzung. Weiter veranlaßte die konkrete Fülle zur Aufstellung von Gesetzen, die subjektiv-metho-
disch für die Darstellung des konkreten Geschehens notwendig sind, und objektiv darin ihren Grund haben, daß die psychische Aktivität sich in Formen, d. h. nicht willkürlich, sondern in einheitlichen, wiewohl beschränkten Richtungen betätigt. Der Inhalt, die Richtungsbestimmtheit der Entwicklungen, ist unableitbar, wiewohl auf Tendenzen zurückführbar. Auch letztere sind dann als einfach «gegeben» hinzunehmen, als Formen der intensiv verschieden abgestuften psychischen Aktivität, die Voraussetzung zum Verständnis psychischer Vorgänge und darum weiter auch unableitbar ist. Will man die Ursachen, die einen beliebigen gesetzmäßigen Lautwandel bestimmen, «zufällig» nennen, so hat das insofern wohl Sinn, als die psychischen Gründe, die für jeden Lautwandel zweifellos anzunehmen sind, nicht als mit absichtlich zweckmäßiger, psychischer Aktivität ohne weiteres vergleichbar sich darstellen. Sie liegen am Rande, an der Peripherie des Bewußtseinslebens. Wir haben das Glück, bei einigen Sprachen die Lautentwicklung durch mehrere Jahrtausende hindurch verfolgen zu können, z. B. bei der griechischen Sprache. Aber hat man nun ein Recht, nach einem Sinn einer solchen Entwicklung zu fragen? Nur scheinbar infolge der Setzung des allerdings irrealen Entwicklungssubjekts, das als reales geschichtliches Subjekt nicht gelten darf, von dem wir uns aber trotzdem im Interesse wissenschaftlicher Erkenntnis nicht frei machen können. Schließlich hat aber das Entwicklungssubjekt auch ein objektives Korrelat. Die

Form, die Einheit, die es möglich macht, daß wir von einer Entwicklung an einem Subjekt in dieser Weise reden können. Ist die einheitliche Formbetätigung der Seele, die, wiewohl in der (einen objektiven) Zeit unterbrochen, in der subjektiven seelischen Zeitdauer sich als einheitliche bewährt, dadurch daß das Bewußtsein sie als dieselbe realisiert ohne Bezugnahme auf Zeitliches. Vielleicht wird es möglich sein, durch Analyse des logischen Wesens den tatsächlich vorfindbaren Lautwandel in seiner Form als ein logisch Ableitbares, oder vielmehr als Fall formal-objektiver Möglichkeiten darzustellen. Das ist nicht Rationalisierung im Sinne einer deduktiven Ableitung empirischer Data, denn die ist eben aus nur Logischem nicht möglich, ohne daß man die empirisch inhaltlichen Momente unbemerkt hinterher einführt. Die Form, d. h. die Eigenschaft so und so bestimmter Gesetzmäßigkeit, abgesehen vom Inhalt, als ein durch die Wesensbestimmungen logisch Gefordertes herauszustellen, ist die Grenze, zu der wir vom «Logischen» her gelangen können. «Logisch» bedeutet in diesem Zusammenhang nicht formal-logisch, sondern bezeichnet die theoretische Erfassung der Wesensmomente eines Gegenstandes, die allerdings nur durch Erfahrung vermittelt wird. Derselbe Inhalt der konkreten Lautentwicklung, der für das begriffliche Denken unfaßbar ist ohne Bezugnahme auf den höher liegenden Plan der Abstraktionen, muß auch unableitbar sein und alle Erklärung kann, der begrifflichen Auffassung parallel, einzig und allein «Zurückführung» auf allgemeine Gesetze bedeuten. Eben weil die Lautentwicklung, obwohl empirisch unbeschränkt, doch dem logischen Wesen nach ein zwischen bestimmten Grenzen notwendig verlaufender Prozeß ist, kann man versuchen, einmal Ernst zu machen mit dem Gedanken, daß alles empirisch Realisierte und durch das Denken Aufgefaßte doch mindestens auch ein Denkbare ist und insofern als logische Möglichkeit vorher «gegeben» war. Vom bewußtseinstranszendent-Gegebenen als reinem Inhalt

gilt das vielleicht nicht ohne Beschränkung. Aber überall, wo die theoretische Verarbeitung, die «Formgebung» ist, einsetzt, hat man den reinen Inhalt (ein Grenzbegriff) schon verlassen und stehen die logischen Dimensionen des Anders-, Notwendig- und Möglichdenkens offen. Das mag zunächst entweder ganz tautologisch und also unfruchtbar und nichtsagend, oder einseitig rationalisierend scheinen. Da die Absicht ist, den Gedanken als methodisch bedeutsam auch für sprachtheoretische Fragen zu erweisen, dürfte ein näheres Eingehen auf den allgemeinsten logischen Gehalt unserer Erfahrung, obwohl eigentlich über die Grenzen sprachtheoretischer Betrachtungen hinausgehend, geboten sein. Es ist ein allgemeiner Zug unseres Denkens, bei Mangel an genügender Erfahrung und Tiefe, sich seinen Gegenstand zugleich zu einfach und zu vielheitlich vorzustellen. Die zwei möglichen Richtungen, in die sich Erfahrung und Denken aus diesem Anfangsstadium heraus entwickeln können, sind Differenzierung und Integration. Das Denken scheint am Anfang, d. h. im «naiven» Stadium (nicht in jenem absoluten Anfang, der selbst erst konstruktiv denkbar ist als voraussetzende Urkonkretion von Subjekt und Objekt), eine Art Mittelpunkt darzustellen, von dem aus nach verschiedenen Richtungen hin die Dimensionen der Wirklichkeit erobert werden können. In der psychologischen Wissenschaft sind dabei zwei Hauptrichtungen nachweisbar (vgl. H. Maier, Psych. d. emot. Denkens, S. 31, 36 ff.): die Auffindung von «Gesetzen» und die analytische Zerlegung des Konkreten. Letzteres ist im historischen Gang der Forschung das Spätere. Schematismus ist dem objektivierenden Denken von Anfang an wesentlich, sogar in dem Maße, daß die Einsicht der eigenen, begrifflich gesetzmäßig nur annähernd erfaßbaren Natur des Konkreten eine Entdeckung erfordert, und nicht ursprüngliches Eigentum des unkritisch denkenden Bewußtseins ist. Das Reale stellt sich heraus als ein niemals völlig durch Begriffe erschöpfbares, obwohl in

sich völlig bestimmtes Sein. Die Erkenntnis hat die Neigung, immer vorschnell sich zu beruhigen, als ob ihre Aufgabe mit dem objektivierenden Schematismus erfüllt wäre. Aber der Gegenstand fordert wegen seiner Konkretheit immer nähere Bestimmung, die nur durch unablässiges Gerichtetsein des Denkens auf ihn zustande kommt. Die Fixierung des Gegenstandes läßt immer neue Data an ihm erkennen, die das schematisierende Denken bisher übersehen hatte. Diese scheinen sich bei genügend angestrenzter apperzeptiver Aufmerksamkeit unsererseits zu «geben». Nun meint diese Behauptung nichts Psychologisches, denn dann hätte die Analyse, die zum Gegenteil zu führen scheint, völlig recht. Ihr Sinn ist aber auch nicht psychologisch, sondern a priori, transzendental. So richtig es psychologisch sein mag, daß die Tatsachen sich dem Denken «geben» müssen, um erkannt zu werden, so wahr ist es auch, daß in die Erkenntnis nur eingeht, was erkennbar ist. Nicht nur an das Denken sind Forderungen zu stellen, sondern auch an das Objekt. Diese Beschränkung bedingt, daß logisch nur das vom Denken «Anerkannte» zur Erkenntnis werden kann. Das ist dann sozusagen «hinterher» gedacht, wie immer die transzendente Kritik es machen muß, trifft aber darum nicht weniger die Sache. Was nun den beiden Momenten, dem der «Gegebenheit» einerseits und dem der «Möglichkeit» andererseits, die Synthese möglich macht, ist eben das Form-Inhalt-Verhältnis unseres Erkennens. Der Gedanke an andere «Möglichkeiten», als die Erkenntnis real vorfindet, kann aus dem «Gegebenen» nicht stammen. Denn dieser Gedanke ist eine Form, die das gegebene Datum mit einer Reihe damit vergleichbarer erdachter Daten, d. h. Setzungen des Denkens zusammenstellt, um dann dem Gegebenen die ihm zugehörige Form «real», der weiteren Reihe aber die Form «möglich», nicht-real, zuzuerkennen. Vielleicht wird es möglich sein, um, ausgehend vom notwendigen theoretischen Subjekt der Entwicklung, aus den möglichen, denkbaren

Entwicklungsformen durch Heranziehung der die Entwicklung bestimmenden Wesensbegriffe das Reale als ein in seiner Gesetzesform Begreifliches hervortreten zu lassen. Das ist nur dann möglich, wenn die Entwicklungsmöglichkeiten als von vornherein beschränkt und überblickbar gedacht sind (vgl. S. 119). Übrigens läßt sich die Methode auch umkehren: Dadurch, daß die Erfahrung diesen bestimmten Verlauf aufweist, werden wir zur Aufstellung bestimmter Wesensbegriffe veranlaßt. Nur bleiben, wie schon gesagt, die Inhalte der in dieser «Form» auftretenden Entwicklungen schlechthin empirisch gegeben. Mit solchen Gegebenheiten kann logische Diskussion nichts anderes anfangen, als sie anerkennen.

Es sei also ein Entwicklungssubjekt gesetzt, z. B. die lautliche Einheit: Wort. Bestimmen wir nun vorläufig Entwicklung einfach so, daß diese als identisch gemeinte Einheit im Verlauf der Zeit mit Unterbrechungen wiederholt zum selben Zweck ausgesprochen wird. Dieses Minimum an Inhalt ist erforderlich, wenn von einer Entwicklung eines Subjekts überhaupt gesprochen werden soll. Zunächst gibt es zwei logische Möglichkeiten: entweder wird das als identisch-Realisierte auch tatsächlich identisch gesprochen oder es wird zwar identisch gemeint (das ist unbezweifelbar durch die darin sich betätigende Einheit des Bewußtseins gefordert), aber verschieden gesprochen. Gehen wir zunächst auf den ersten Fall ein. Exakte Gleichheit erscheint als ausgeschlossen: die zwei oder mehr gesprochenen Worte sind in der Zeit verschiedene, psychophysische Vorgänge, schon darum müssen sie, obwohl einander vielleicht sehr ähnlich, verschieden sein. Es bleibt also nur übrig, daß das Bewußtsein die Identität zwar meinen, nicht aber dieselbe realisieren kann. Darum brauchen nun die Abweichungen sich nicht so durchzusetzen, daß tatsächlich eine Entwicklung in der Richtung vom ursprünglichen Subjekt weg entsteht, es könnte so sein, daß sie innerhalb bestimmter Grenzen um die identische Form des Wortes

als Mittelpunkt hin und her schwankte. Das würde dann eine Kontrolle des Bewußtseins voraussetzen, die das Realisierte dem Geltenden immer entgegenhält und wenn nötig korrigierend eingreift. Denn daß die Reihe nach einigen Abweichungen sich «von selbst» dem Geltenden wieder nähern sollte, um sich durchschnittlich in seiner Nähe zu halten, wäre ohne weiteres nicht verständlich. Nun weiß bekanntlich das Sprachbewußtsein von einer solchen Kontrolle unmittelbar nichts (denn die später aus Kulturzwecken sich einstellende ist eigener Art), sie findet also in der Weise, wie es die erste logische Möglichkeit vorstellt, nicht statt. Wenn nun die Änderungen nicht aus nachweisbaren Motiven sich innerhalb eines gewissen Maßes halten, wodurch die ursprünglich geltende Form im Wesen sich immer behaupten könnte, so wird die erste logische Möglichkeit hinfällig und bleibt die zweite übrig, die eine zunächst unbestimmte Möglichkeit des Wandels vertritt. Nehmen wir das zunächst ohne nähere Spezifikation an, so bedeutet diese Möglichkeit nur Willkür, Regellosigkeit der Entwicklung. Die Konsequenz davon wäre aber die Unmöglichkeit, zum einzig möglichen logischen Ausgangspunkt, zur Aufstellung theoretischer Subjekte und ihrer reihenförmigen Entwicklungen irgendwie zurückzukehren. Hier ständen wir tatsächlich vor einem unübersehbaren Mannigfaltigen, ohne einen Weg zur theoretischen Erfassung zu finden. Die erforderliche Kontinuität, das in gewissen Hinsichten Zusammengehören, das Wesensmerkmal einer jeden Reihe ist, wäre hier nicht nachweisbar. Wenn tatsächlich eine «Entwicklung» völlig willkürliche Stadien durchläufe, so wäre auch niemals ein Recht zur bestimmten Subjektsetzung zu behaupten, und würde der Begriff der Entwicklung selbst zu einem inhaltslosen herabsinken. Soweit die sprachtheoretische Seite. Diese steht aber in durchgehender Beziehung zum realen Sprachbewußtsein und auch hier werden wir das Korrelat suchen müssen, das der Sprachtheorie, besonders der Sprachentwicklung ihren objektiven Halt gibt.

Man kann einwenden: die Tatsache, daß das Bewußtsein wesensgemäß feste Bedeutungen identifizierend, in der Zeit sie «meinend» ausspricht, bliebe bestehen, auch wenn für das jedesmal als dasselbe Gemeinte eine erheblich abweichende Laut Einheit den Bedeutungswert des Gemeinten verträte. Hier käme aber die andere Seite der Sprachbetätigung, die des Zuhörenden, Zu-verstehen-Suchenden in Gefahr. Denn es wäre offenbar jede Verständigung unmöglich geworden, da das hörende Bewußtsein keinerlei Anweisung hätte, wie es die wandelbare Reihe als eine Bedeutung vertretend auffassen könnte. Hier wird also wieder durch das Wesen der Sprache selbst der willkürlichen Entwicklung des Lautsystems eine unübersteigliche Grenze gesteckt. Dasjenige, was nicht Sprachwissenschaft, sondern Sprache im objektiven Sinne «möglich macht», tritt überall den innersprachlichen Tendenzen hemmend, beschränkend entgegen, wo durch ihr unbeschränktes Sichdurchsetzen die tatsächliche «Möglichkeit» der Sprache überhaupt gefährdet scheint. An der Tatsache, daß das individuelle Bewußtsein sich nur verständigen kann, wenn die Abweichungen in der Entwicklungsreihe klein genug sind, um nicht apperzipiert zu werden, liegt der Hinweis darauf, wie man sich die nähere Bestimmtheit der Entwicklungsform zu denken hat. Sie kann nur so stattfinden, daß die Festheit der Bedeutungswerte, die für Sprechen und Verstehen nötig sind, nicht gestört wird. Damit stimmt dann überein, daß die weitere Entwicklung, so wie sie, abgesehen vom individuellen Sprechbewußtsein, die theoretische Subjektsetzung zu übersehen uns möglich macht, viel erheblichere Differenzen zeigt, die nur durch Vermittlung mannigfacher Zwischenglieder als unbemerkt für das individuelle Sprachbewußtsein verstanden werden können. Das läßt sich hierdurch erklären, daß die Entwicklungsreihen bildlich ausgedrückt im das-Individuelle-überdauernden-Zeitverlauf, vom Band der einheitlichen Geltungsbeziehung durch das Sprachbewußtsein ganz gelöst, die Freiheit haben, die Differenzen

beliebig zu erweitern (vgl. S. 117). Es scheint dann auch tatsächlich, wenn man die zu übersehende Entwicklung nur weit genug nimmt, auf die Dauer, d. h. durch eine ganze Kette allmählicher Abwandlungen hindurch, so ziemlich jeder Laut an die Stelle eines jeden treten zu können. Ein solcher Tatbestand ist insofern zu erwarten und mit den Forderungen, die der Verständigungszweck der Sprache stellt, nicht in Widerspruch, als das Verständigungsmotiv hier die Entwicklung nicht mehr beherrscht, d. h. einschränkt, da die über die Dauer des individuellen Bewußtseins hinaus erweiterten Subjektreihen zum Teil einander völlig gleichgültigen, jeder in sich geschlossenen historischen Kreisen angehören. Der Schein einer gewissen Willkür, der die so theoretisch verknüpften Entwicklungen beherrscht, ist demnach nur Ausdruck davon, daß das Allmählichkeitsprinzip, dessen psychologisches Korrelat die unbemerkte Aktivitätsform im Sprachbewußtsein war, nur für Strecken bestimmter Dauer aus dem Ganzen der Entwicklung gelten kann, während das Ganze eben dadurch typiert wird, daß am Ende einer jeden auf eine bestimmte Realisierung gerichteten allmählichen Entwicklung eine Richtungsänderung auftritt, die dann selbst Anfang einer neuen Entwicklung wird. Wäre das nicht so, so verlief die Gesamtentwicklung gradlinig gesetzmäßig, und wäre die Lautentwicklung von einem Naturgesetz nicht zu unterscheiden. Davon wird sie immer unterschieden bleiben, solange man nicht imstande ist, die zeitliche Beschränkung der Lautgesetze und die damit zusammenhängende Richtungsänderung der Entwicklung selbst gesetzmäßig zu fassen.

So gibt auch die logische Analyse über die gesetzmäßige Lautentwicklung, wie sie tatsächlich vorfindbar ist, eine gewisse Aufklärung. Das dürfte aber wohl nicht auf eine unerklärbare Begabung unseres Geistes für die apriorische Ableitung von Erfahrungstatsachen hinweisen, die augenscheinlich nur auf empirischem Wege auffindbar sind. Einfach

darum nicht, weil, wie schon oben ausgeführt, die Wesensbegriffe, wie derjenige der Sprache als Verständigungsmittel, vom individuellen Bewußtsein als einem überzeitlichen, einheitlich beziehenden u. a. selbst als Gegebenheiten höherer Ordnung der Erfahrung ihre Grundlage verdanken. Da aber das Denken nur so auffassen kann, wie der Gegenstand sich ihm bietet, hat es den Schein, als ob man hinterher auf logischem Wege zur Bestimmung von Tatsachen kommen könnte, die nur aus dem Zusammenhang der begrifflichen Gegebenheiten abgeleitet werden können, und dann auch hinterher empirisch bestätigt werden. Konkrete Tatsachen werden übrigens in der Weise niemals abgeleitet, nur «höhere», Gesetz- oder Formtatsachen. Schon insofern ist diese Methode einseitig, als man mit vollem Recht — und das tut auch die Forschung — an der Erfahrungsseite anfangen kann, die dann veranlaßt zur Aufstellung von Wesensbegriffen, in denen schon alles enthalten ist, was die scheinbaren Deduktionen möglich machen. Aus sich heraus, ohne Berührung mit dem bewußtseinstranszendent gegebenen Erfahrungsstoff, vermag das Denken nichts zu «erzeugen». Aber ohne denkende Aufstellung seiner Struktur und Gliederung bleibt der Erfahrungsstoff ein blindes Anschauungsmaterial, von dem es keine Begriffe gibt. Das logisch Typierende und Fruchtbare der befolgten Methode dürfte nur bestehen in der erkenntniskritischen Einsicht, daß nicht das logisch gesetzte Entwicklungssubjekt hinterher sich ergibt als Träger einer gesetzmäßigen Entwicklungsreihe, was dann als etwas Fremdes, Neues zu ihm hinzuträte, sondern daß eben umgekehrt die Subjektsetzung nur möglich ist, wo gesetzmäßige Reihenentwicklung schon vorliegt, so daß also in gewissem Sinne mit der Subjektsetzung, wie man sie z. B. an einer Lauteinheit vornehmen kann, notwendig die Entwicklung in gesetzmäßiger Reihenform verknüpft ist. Nur dasjenige an den Sprachlauten ist als Entwicklung begrifflich faßbar, was diesen Forderungen entspricht. Den bescheidenen

Nutzen hat also die «apriorische» Diskussion der möglichen Entwicklung sprachlicher Laute doch abgeworfen, daß sie auf die Notwendigkeit und Fruchtbarkeit an sich problematischer, weil auf nichts Psychisches unmittelbar beziehbarer Subjektsetzungen, wie die oben behandelten, neues Licht zu werfen imstande ist. In unmittelbarem Zusammenhang hiermit wird man den Begriff eines Entwicklungsganzen in der Lautlehre von den gesetzmäßigen Abschnitten seines Verlaufs aufs schärfste unterscheiden müssen.

Die Struktur der lautlichen Seite des Gegenstandes Sprache macht es weiter begreiflich, daß ihre Bearbeitung hauptsächlich auf komparative Methode angewiesen ist. Das einzelne Lautelement hat ein Minimum an psychischem Korrelat im sprechenden Bewußtsein, da an ihm noch kein Bedeutungsmoment auftritt. Aber die Unterscheidung und gegenständliche Fassung der Lauteinheiten ist doch Sache reflexiv-analytischer Tätigkeit, in diesem Falle zwar nicht rein-psychischer, sondern psychophysischer. Fürs Weitere ist die Lautgeschichte wegen der ganz eigentümlichen Natur der Subjektsetzungen, worauf sie aufgebaut ist, als die am meisten «sinnlose» zu bezeichnen. Ob überhaupt Sprachgeschichte «sinnvolle» Geschichte ist, ist höchst fragwürdig, und kann nur im Zusammenhang mit den Gebieten höherer Entwicklung entschieden werden. Im eigentlichen Sinne kann vielleicht nur die Entwicklung des bewußten Geisteslebens sinnvoll heißen, und da die Sprache immer nur eine abhängige Stellung einnimmt, wäre ihre angebliche «sinnvolle» Entwicklung doch höchstens eine zweite Ordnung. Auch im Begriff des Entwicklungsganzen liegt noch eine verborgene Schwierigkeit. Empirisch kann dieser Begriff nur bezogen werden auf die nebeneinander sich entwickelnden einzelsprachlichen Lautsysteme. Wie dieses «Nebeneinander» noch etwas mehr bedeuten sollte, als es wirklich besagt, so daß man von einer Totalentwicklung vielleicht als Grundlage der Einzelentwicklung

zu reden das Recht hätte, ist schwer zu entscheiden. Dazu ist die Entwicklung doch zu richtungs-, d. h. sinnlos, daß man ohne weiteres ein einheitlich gerichtetes Gesamtstreben annehmen könnte. Vielmehr werden die einzelsprachlichen Entwicklungen als isolierte, voneinander abweichende, historisch durch Differenzierungstendenzen beherrschte Gebiete aufzufassen sein, die für die komparative Betrachtung sich teilweise von übereinstimmenden Entwicklungsgesetzen beherrscht zeigen. Sogar die entlegensten Gebiete weisen Übereinstimmungen auf. Unter Anführung von C. Meinhof, Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen, weist Wundt in seiner Broschüre: Sprachgeschichte und Sprachpsychologie darauf hin, daß in diesen Sprachen auffallende Ähnlichkeiten mit den Gesetzen der germanischen Lautverschiebung vorkommen. Charakteristisch ist die Weise, in der Wundt die Übereinstimmung erklärt. Er führt sie zurück (S. 58) auf: «Ursachen, die mit weit verbreiteten natürlichen Entwicklungsbedingungen der Sprache zusammenhängen». Als solche wird dann eine Beschleunigung des Redetempos genannt. Es ist die Frage, ob das an sich ausreicht, da diese Entwicklungsbedingung niemals durchgehend eine Entwicklung begleiten kann, ohne den Verständigungszweck der Sprache zu stören. Diese Ursache muß also in Zeit und Wirkung beschränkt gedacht werden. Wie ist es aber möglich, ihren «Anfang» auf ein gewisses Zeitmoment zu gründen, wenn wir tatsächlich mit einer «allgemeinen» Entwicklungsbedingung zu tun haben? An der offenbar hierin liegenden Schwierigkeit muß der Begriff der «natürlichen Entwicklungsbedingung» schuld sein. Wundt wird dann auch zu der Annahme genötigt, daß bestimmte, für uns nicht mehr auffindbare Kulturbedingungen das Inwirkungtreten der Beschleunigung herbeigeführt haben, und fügt hinzu: «Denn gerade diejenigen Einflüsse, die auf den Verlauf der in der Sprache zum Ausdruck kommenden psychischen Vorgänge einwirken, entziehen sich fast ganz unserer historischen Nachweisung» (S. 58/59).

Augenscheinlich wird so mit dem Begriff einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung nicht viel erklärt, da die ganze Menge der jeweiligen besonderen Bedingungen für jeden Fall bekannt sein muß, um eine Erklärung möglich zu machen. Es fragt sich, was das für Bedingungen sein können, die vor unseren Augen (abgesehen also vom früheren wirklich Unerkennbaren) den Lautbestand umwandeln und Gesetze in Tätigkeit setzen, ohne daß wir sie zu ermitteln imstande sind. Achten wir andererseits darauf, was für Subjekte denn überhaupt Entwicklungen haben können und welcher Art diese Entwicklungen sind, so kommen wir außer auf Laute und Lautkomplexe auf alles, was sich an den lautlichen Realitäten als Subjekt einer Entwicklung denken läßt, wie z. B. das Tempo der Rede, der Rhythmus usw. Es wird immer nur dasjenige zum Subjekt, was Entwicklung haben kann, und die Entwicklungen stellen sich dann heraus als allmähliche Schwankungen zeitlicher und intensiv begrenzter Art, von Laut zu Laut, Tempo zu Tempo usw. Nur dasjenige, was solcher Schwankungen fähig ist, kann das Denken als Entwicklungssubjekt setzen und . . . vorfinden. Diese Schwankungen müssen wir dem allgemeinen Gesetz der Sprache untergeordnet, d. h. dadurch in Schranken gehalten denken, wobei die Gesetzmäßigkeit nichts anderes ist als die Form, worin sich die psychische Aktivität innerhalb dieser Grenzen betätigt. Eben weil die Reihenentwicklung der Subjekte nicht nach jeder beliebigen Seite hin regellos stattfinden kann (diese logische Möglichkeit war auszuschalten), weil nur eine zweiseitige Möglichkeit offen steht (z. B. der Intensität: stärker: schwächer; schneller: kürzer), können sehr verschiedene konkrete Bedingungen zum selben Resultat führen. Ein gewisses Moment der Zufälligkeit, der logischen Unbegründbarkeit dürfte man dann auch besonders solchen Entwicklungen, die eine allgemeine Gesetzmäßigkeit aufweisen und in ganz verschiedenen konkreten Milieus übereinstimmend vorkommen, nicht absprechen. Denn

wenn wir die Bedingungen des Lautwandels einmal wußten (und selbst in der momentanen Sprachentwicklung läßt sich schwer sogar die Richtung angeben, worin sie zu suchen sind), so käme das doch notwendigerweise wieder auf Allgemeinheiten auf seiten des psychischen Korrelats hinaus. Und es ist doch nicht einzusehen, wie verschiedene Bedingungen dasselbe Resultat haben sollten. Das läßt sich auch so ausdrücken: hinter diesen gesetzmäßigen Formen steckt nichts Tieferes, keine höhere Gesetzmäßigkeit, deren Ausfluß sie wären. Im konkreten Prozeß werden sie zwar veranlaßt, aber laufen dann weiter ab, so wie sie sind. Das wäre dann in derselben Weise zu denken wie in der Naturwissenschaft hinter dem Begreifen im Gesetz es nichts weiter zu begreifen gibt. Gegenüber der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der besonderen Bedingungen, die man als Bedingungen des Zustandekommens des Gesetzes anführen könnte, steht die relative Festheit und Geschlossenheit der lautlichen Entwicklungsgesetze als ein Beweis dafür, daß im konkreten Prozeß vieles für die Entwicklung Unwesentliches sein muß. Wo die Sache so liegt, muß im Begriff der Verursachung durch Konkretes eine Unklarheit stecken. Ebenso wie die Subjekte der Entwicklung keine eigentlichen Subjekte, d. h. keine aktiven Träger ihrer Prädikate waren, wird man vielleicht sagen müssen: die Gesetze haben keine «Ursache». In dem Sinne äußert sich auch Paul, Prinz. d. Sprachgesch., S. 57: «Einer der gewöhnlichsten Irrtümer, dem man immer wieder begegnet, besteht darin, daß eine in einem langen Zeitraume durch massenhafte kleine Verschiebungen entstandene Veränderung auf einen einzigen Akt des Bequemlichkeitstriebes zurückgeführt wird.» Die Gesetze sind, zusammen mit den Subjekten, mögliche, d. i. logisch faßbare Formen eines Prozesses, der in seinem Sein und Entstehen nur so begrifflich darstellbar ist. Nur so kommt auch das Ganze der konkreten Entwicklung zu uns. Alles weitere muß uns notwendig entgehen. Die Erklärung Wundts, der hinter der

Lautverschiebung der Bantuvölker eine Kulturbedingung sucht, ist dadurch nur teilweise eine Erklärung.

Zusammenfassend führt also die Untersuchung des Lautwandels, insofern dieser sich ohne Einmischung von Bedeutungsmomenten in den Sprachen vollzieht, zu dem Ergebnis, daß er als ein stetiger, nicht geradliniger Prozeß sich darstellt, der durch unauffindbare Ursachen, die im konkreten Prozeß liegen müssen, gesetzmäßige Entwicklung aufzeigt, deren Eigenart darin besteht, daß sie unter höchst verschiedenen Bedingungen zu verschiedenen Zeiten in Wirkung treten können. Eine bestimmte Richtung hat die Entwicklung nicht, und so läßt sie sich logisch betrachten als die nicht näher begründbare Aufeinanderfolge im System der Sprachorgane möglicher Abwandlungen. Die inhaltliche Bestimmtheit, wodurch schließlich nicht Alles in Alles übergehen kann, ist durch die Organisation der Sprachorgane und durch den Zweck der Sprache verbürgt. Diese schließen es aus, daß an sich denkbare Realisierungen, die aber ein Übermaß an Energieaufwand zur Verwirklichung fordern, tatsächlich vorkämen. Andererseits zeigte sich die Entwicklung beschränkt dadurch, daß das Lautmaterial im Dienst des Verständigungszweckes steht. Diese wesentlichen Beschränkungen lassen den Gedanken aufkommen, ob schließlich die Entwicklung sich nicht in einem Kreislauf bewegen muß, aus dem sie nicht herauskann. Das ist theoretisch insofern nicht abzuweisen, als auf der gegebenen Basis (der psychophysischen Organisation) nicht einzusehen ist, wie evtl. in der Zukunft die Lautsystematik sich wesentlich anders gestalten kann, als jetzt tatsächlich der Fall ist. Durch diese Frage rückt die eigentümliche logische Lage der ganzen Lautentwicklung nur in ein helleres Licht. Denn so ein Kreislauf ist wohl kaum mehr als ein Bild dafür, daß die Entwicklung nun einmal Grenzen hat, und daß es überhaupt keinen Sinn hat, sich um ein psychisches Korrelat zum Ganzen der Entwicklung abzuquälen, da für Gegenstände,

wie es Laute sind, der Begriff der Entwicklung schon ein viel zu viel in der Wertsphäre steckender Begriff ist, als daß man damit in logischem Sinne ernst machen sollte. Es kann sogar sein, daß selbst bei Heranziehung höherer Sphären sprachlicher Realität es noch ganz fragwürdig bleibt, ob man das Recht hat, von einer Entwicklung zu sprechen, so daß schließlich dieser Begriff nur für die bewußte menschliche Arbeit an geistigen Zwecken Sinn haben dürfte. Das Ganze ist schon bei den Einzelsprachen nur die durch begriffliche Synthese herstellbare Totalität der Laut- und entsprechenden Bedeutungsbeziehungen.

Solange man die Ursprungsfrage ausschaltet, sind Entwicklungen auf Sprachgebiet nur Änderungen von Gegebenem zu Gegebenem in gesetzmäßiger Form. Der Versuch der «Deduktion» war auch von nichts weiterem ausgegangen, als von der tatsächlich existierenden und sich als möglich behauptenden Sprache. Eine Isolierung an diesem vielgliedrigen Objekt — denn der Entwicklungsbegriff umfaßt die ganze reale Sprache, ja es fehlt ihr nicht einmal die Beziehung zur Idee —, wodurch die Lautentwicklung herausgehoben wird und von dieser nur noch das Gesetzmäßige, war logisch notwendig. Der Begriff des Ganzen, dem wir schon so manchmal begegneten, ist immer nur durch und nach vorhergehender Differenzierung zu gewinnen. Das Entwicklungssubjekt «Sprache» hat Teilsubjekte unter sich, zu denen auch die Lautentwicklung gehört, die als in sich geschlossene Einheit fixiert wurde. Das muß insoweit zu Inkonssequenzen führen, als jedes Teilgebiet, also auch die Lautseite der Sprache nur in Beziehung auf das Ganze das ist, was sie bedeutet. Diese Inkonssequenz verrät sich, sobald die irreale Subjektsetzung für eine reale gehalten wird. Aber wir können sie nicht entbehren. Das Ganze ist uns nun einmal unfassbar, es übersteigt alles in Begriffen irgendwie Realisierbare und dennoch sind alle Begriffe darauf bezogen. Die Scheidung Laut — Bedeutung, diese Grundtatsache aller Sprachtheorie, er-

weist sich auch für die Entwicklungsform der Sprache als grundlegend. Das ganz Konkrete, als welches letzten Endes das Ganze zu denken ist, muß aber annähernd durch den Begriff erfassbar sein, nämlich so, daß die begrifflichen Isolierungen später wieder synthetisch vereinigt werden. Das ist nur so möglich, daß jede untergeordnete Subjektsetzung als logisch notwendig verstanden, und zugleich in ihrer relativen Selbständigkeit durch nachherige Beziehung auf das Ganze und schließlich durch den Versuch einer Verknüpfung möglichst vieler isolierten Elemente gewissermaßen wieder aufgehoben wird. So etwas wie eine Anschauung oder überbegriffliche Intuition vom Ganzen gibt es hier wohl ebensowenig wie irgendwo sonst. Ein Fehler, in den die empirische Sprachwissenschaft nur zu leicht verfällt, ist der naive Realismus, der die im Erkennen isoliert gesetzten Gegenstände sofort für das letzte Wirkliche, «Absolute» ansieht, während diese doch nichts mehr oder weniger sind, als was davon in die Erkenntnis eingeht, und das bringt dann die Gefahr mit sich, daß man sowohl die Sprache, wie die in ihr sich betätigende psychische Aktivität durch konstruktive objektivierende Methode in ihrem Wesen zu erfassen glaubt. Der Weg zur Konstruktion, zum Gesetz, der dem empirisch gerichteten Denken der einzig mögliche und endgültige scheint, erweist sich für die Sprachtheorie als zwar notwendig, aber doch nur zur Hälfte des Zieles führend. Auf die Objektivierung des Konkreten im Gesetz hat die Begründung des Gesetzes im Konkreten und damit zugleich die begriffliche Rückwendung zum Konkreten zu folgen.

Um das Gebiet der Lautänderungen zu erklären, haben wir den Bedeutungswandel «still gestellt» und vernachlässigt. Hoffentlich ist es gelungen zu zeigen, wie auch bei Annahme sich nicht ändernder Bedeutungen der Lautwandel verständlich werden kann, wenigstens in einer einfachsten gesetzmäßigen Form. Darin bewährt sich das Recht der Isolierung des Lautbestandes als eigenes Gebiet. Indessen war die An-

nahme zwar nicht falsch, sondern nur bedingt richtig, denn es gibt auch einen Bedeutungswandel. Im Wandel der beiden zusammen erst besteht das Ganze der Entwicklung. Echte lautgesetzliche Entwicklungen sind darum nur diejenigen, die aus Einflüssen von der Bedeutungsseite der Sprache her sich nicht erklären. Man könnte sie die «reinen» Lautentwicklungen nennen. Das tatsächliche Vorkommen dieser ist es, das uns das logische Recht sichert, von Lautentwicklungen als ein Gebiet eigener Entwicklung innerhalb der Sprache zu sprechen.

Zum Bedeutungswandel.

Mit Bedeutungswandel ist zunächst gemeint, daß «dieselben» lautlichen Einheiten im Laufe der Zeit «verschiedene» Bedeutungen «annehmen». Auch hier sind also Subjekt die Lauteinheiten, wie beim Lautwandel, aber nur insofern sie Bedeutungswert haben. Beim Wort als Einheit von Laut und Bedeutung hat man die Tatsache, daß es als «dasselbe» Subjekt, daß es nicht nur nach lautlicher Seite, sondern auch nach dem Bedeutungswert Wandlungen mitmacht. Es sind die Möglichkeitsbedingungen hiervon näher zu untersuchen, wobei womöglich durch eine synthetische Betrachtung der Gesamtwandel des Wortes als ein einheitlicher zu begreifen sein wird. Es wird notwendig sein, um die Entwicklung zu erklären, noch in ganz anderer Weise, wie es bei der Lautentwicklung der Fall war, irgendein höher liegendes, festes Gebiet vorauszusetzen, von dem aus erst der Bedeutungswandel seinen Sinn erhält. Denn irgendein Letztes in der Sprache und im Bewußtsein außer dem Konkreten muß es geben, falls wir nicht aufhören wollen, von Sprache und Sprachentwicklung, Seele und Seelenprozeß als verschiedenen, aber durchgängig aufeinander bezogenen Momenten zu reden. Besonders das Wesensmerkmal des Bewußtseinslebens, der überzeitliche Einheitsbezug, wird nicht durch irgendwelches Zeitmoment angetastet werden können, und das muß sich in der Auffassung der Sprachentwicklung widerspiegeln. Scheinbar

haben wir schon ein Feststehendes: das Entwicklungs-
subjekt. Was ist aber in diesem Falle Subjekt? Das Wort
oder die Bedeutung? Daß dem Gebrauch «eines» Wortes
im Verlaufe der Zeit und simultan in derselben Zeit bei ver-
schiedenen Individuen eine Reihe zugeordneter Bedeutungen
entspricht, steht mit keinem Wesensbegriff in Widerspruch.
Ist es aber auch denkbar, daß eine Bedeutung eine solche
Reihe ergibt? Der Fall ist schon darum von dem des Laut-
wandels verschieden, weil hier nicht in der Weise die sprach-
liche Aktivität anderes realisieren kann, als was sie «meint».
Die eigentümliche Eigenschaft alles Physischen, daß in ihm
kein Identisches realisiert werden kann, woraus die (un-
bemerkte) Lautentwicklung erklärlich würde, gilt nicht un-
verändert für das Gebiet der Bedeutungen. Nur das Ver-
halten des Subjekts der Entwicklung gegenüber ist dasselbe.
Die simultane Anwesenheit der Reihe der Bedeutungen, die
in einem gewissen Zeitverlauf einem selben Worte zukommen
können, würde in einem selben Bewußtsein die Möglich-
keit der Verständigung aufheben. Damit stellt sich auch
hier wieder die Reihe als Folge theoretischer Gegenstands-
setzung heraus, und zwar nach zwei Seiten ist sie Ergebnis
komparativer Methode. Weder die Reihe der simultanen
noch die der sukzessiven Bedeutungen einer Lauteinheit
sind dem konkreten Sprachbewußtsein je bewußt. Zwar
können Störungen zur reflexiven Unterscheidung der simul-
tanen, zu einer Lauteinheit zugehörigen Bedeutungsmöglich-
keiten unmittelbar hinüberführen. Sie «liegen an der Schwelle»
und sind nicht, wie die sukzessiven, dem subjektiven Sprach-
bewußtsein etwas Fremdes. Die Erklärung der Bedeutungs-
entwicklung muß notwendig mehr Sinnvolles, mehr aus dem
Bedeutungsgebiet heranziehen, als die der lautlichen Ände-
rungen, in denen, wie sich herausgestellt hat, eine niedere
Form psychischer Aktivität tätig ist. Unbedingt wird man
ohne die Annahme eines objektiven Reiches gesetzmäßig
verknüpfter Bedeutungen nicht auskommen (vgl. S. 84 flg.).

Aber auch die Tatsache, daß die Entwicklungen alle einzel-
sprachlich verlaufen, verbürgt uns Übereinstimmungen, die
sich auf Grund komparativer Methoden ergeben und die
fundamentalen Verwandtschaften und Gesetzmäßigkeiten in
den Bedeutungsverhältnissen mehr empirisch vermitteln.
Die formale Wahrheit, daß alles, was in der Zeit ist, in irgend-
einer Weise von Veränderungen betroffen wird, liefert für
die Erklärung nur die formale Basis. Denn, wie näher zu
erörtern ist, sind diese übereinstimmenden Entwicklungen
nicht, wie bei der Lautlehre der Fall war, ohne weiteres als
zielloser Zirkelgang zu deuten.

Die allgemeine Schwierigkeit der Sprachwissenschaft,
daß der eigentliche Prozeß uns erst zugänglich wird durch
Rückschlüsse auf die davon losgelösten und als theoretische
Gegenstände erfaßten Data, macht sich auch hier wieder
empfindlich geltend. Man braucht nur einen Schritt weiter
zu gehen, um die skeptische Haltung anzunehmen, daß der
Prozeß der sprachlichen Wirklichkeit als nur-subjektiver
etwas theoretisch völlig Unzugängliches wäre, wodurch die
ganze angebliche objektivierende Sprachkenntnis zu einem
bloßen Ordnungsschema an sich irrealer Data herabsinkt.
Auch beim Bedeutungswandel scheint die Sache wieder so
bestellt zu sein. Die Grundform: Wandel-in-der-Zeit, des
einen selben Wortes von dieser zu jener Bedeutung, die das
vergleichende Verfahren auffindet, scheint wenig geeignet,
dem wirklichen Vorgang beizukommen. Es gibt aber hier
doch gewiß Data, die nicht von der Konstruktion des Denkens
herstammen, und darauf baut sich das Ganze des Gegenstandes,
der jeder bestimmte Bedeutungswandel für unser Denken ist,
ebenso sehr auf wie andererseits auf der theoretischen «Form-
gebung». Das Zusammenwirken beider bringt immer
erst den Gegenstand zustande. Auf psychischer Seite hat
man zuerst die Stellungnahme. Eine Bedeutung hat einen
bestimmten Lautkomplex zum Ausdruckswert, wie die Systematik
lehrt. Jedesmal, wo im Sprechenden diese Bedeutung

«zum Ausdruck kommen soll», realisiert er stellungnehmend dieses bestimmte Wort. Das genügt zur formalen Erklärung der Lautänderung, noch nicht aber für den Bedeutungs-wandel. Die Frage ist eben, ob tatsächlich immer «das-selbe» zum Ausdruck kommen soll. Man kann einwenden: wo nicht, da wäre die Stellungnahme unmöglich. Es gibt möglicherweise einen dritten Weg. Dazu müssen wir dasjenige, worauf der Sprechende hinzielt, mit in Betracht ziehen. Es ist vielleicht selber auch in jenem — sei es bemerkten, sei es unbemerkten — Wandel begriffen, den auch die lautlichen Geltungseinheiten mitmachen.

Beziehung auf Objektives im weitesten Sinne.

Hier ergibt sich also, daß eine rein psychologische Behandlung der Bedeutungserscheinungen die Beziehung auf Objektives nicht entbehren kann. Zwar bedeuten Änderungen im Objektiven für unseren Zweck nur zugleich Änderungen für das Subjekt. Diese gibt es dann auch gewiß. Wir gehen davon aus, daß es eine unstatthafte Beschränkung ist, das «Objektive» mit dem Gebiet der sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit gleichzusetzen. Das scheint sowohl in der Sprachwissenschaft wie in der Logik und Erkenntnistheorie eine weitverbreitete stillschweigende Annahme. Die Beispiele, an denen die logischen Analysen vollzogen werden, sind fast ausnahmslos gerade diesem Gebiet entnommen. Der Schein wird dadurch erweckt, als ob die sinnlich wahrnehmbare Welt für das Verständnis alles Psychologischen das Fundament wäre. Alles mehr Abstrakte, Emotionale, Gefühlsmäßige wird demgegenüber sekundär. Das dürfte aber ein fundamentaler, obwohl sehr erklärlicher Irrtum sein. Wo die Wendung aus dem Konkreten des Lebens zur Theorie vollzogen wird, findet das geistige Auge im Gebiet der Sinnenwelt sein bequemstes und objektivstes Feld der Betätigung, und wird einmal der Bewußtseinsinhalt selbst zum Problem gemacht, so scheint die objektive Sinnenwelt zum Ausgangs-

punkt für die Erklärung zu werden. Nicht weil alles andere Objektive tatsächlich auf einer solchen Basis ruht, sondern darum, weil die Welt des Psychischen in all ihren Formen der theoretischen Erfassung weitaus mehr Schwierigkeiten bereitet, so daß man bisweilen verzweifeln möchte, ob die Objektivierung hier je wird gelingen wollen, scheint das Denken der Naturwirklichkeit den Vorzug zu geben. Wollen wir aber die sprachliche Wirklichkeit durch Stellungnahme zu objektiven Daten verstehen, so ist gewiß das Naturgebiet viel zu eng. Vielmehr muß vorausgesetzt werden, daß das Ganze, die Totalität dessen, zu dem Stellungnahme überhaupt möglich ist, Voraussetzung und unumgängliche Bedingung für das Verständnis des Sprachlebens ist. Auf keinem Gebiet aber ist diese Totalität ein Festes, Gegebenes, Endgültiges. Vielmehr ist jede Erfassung durch die Seele als eine Schöpfung, Setzung zu betrachten, die subjektiv zwar als Tat der Anerkennung oder Objektivierung erscheinen mag, wobei sogar das Anerkannte oder Gesetzte den Schein erwecken kann, als ob es sich dem Bewußtsein «gebe», sich ihm aufdringe, während doch ohne Zutat auf Seite der psychischen Aktivität das vermeintlich objektiv sich Bietende auch nicht da wäre. Weiter ist noch zu bedenken, daß das Ganze des Objektiven in keiner Weise je für ein Subjekt fertig dasteht, sondern immer in unendlicher Annäherung nur zugänglich wird, was auf Seite des Subjekts zum Korrelat hat, daß dieses seine Stellungnahme fortwährend zu ändern Anlaß hat, wobei immer neue Erfahrung und neuer «Blick» das alte verdrängen. Gerade hierin dürfte ein gut Teil sprachgeschichtlicher Wandlungen der Bedeutungssphäre seine Erklärung finden. Zugleich erhellt die Unmöglichkeit, den Bedeutungswandel als geschlossene Abwandlungsreihe der Phasen eines theoretisch gesetzten Subjekts zu verstehen. Es ist im Gegenteil jedes Glied einer solchen Reihe etwas für sich, das nur in seiner Beziehung auf die komplizierte Stellungnahme des es-setzenden sprachlichen Subjekts ver-

ständig werden kann. Während es also den Schein hatte, als wären Lautentwicklungen, die ja nicht unmittelbar positiven sinngebenden Zwecken dienen, aus «Zufälligkeiten» und einfachen Gesetzen erklärlich, ist das beim Bedeutungswandel ganz anders. Freilich kann von einer geschlossenen, sinnvoll gerichteten Entwicklung auch hier nicht die Rede sein. Die übersichtliche Gesetzlichkeit würde den Prozeß zu einer Art Mechanismus herabsetzen.

Ob aber dann schließlich jedes Gebiet «gesetzter» Gegenständlichkeit seine eigene Sprache hat? Ob Kunst, Religion, Technik, Gesellschaftsleben als objektive Gebiete menschlicher Stellungnahme jedes eine eigene Sprache zum Korrelat haben und also auch eine Sprachentwicklung, die inhaltliche Kenntnis dieser Gebiete zur Voraussetzung hat? Allerdings redet man von künstlerischer, religiöser Sprache usw. und gewiß ist anzunehmen, daß bestimmte Bedeutungsveränderungen nur aus jenen Gebieten heraus zu verstehen sind. Es zeigt sich darin die enge Verknüpfung der Sprache und ihrer Geschichte mit den Wertgebieten. Was man Bedeutungswandel nennt, umfaßt aber doch nicht oder doch nicht in erster Stelle nur solche Teilgebiete, sondern geht darüber noch hinaus. Das ist nur möglich, wenn den noch so verschiedenen Inhalten gegenüber, zu denen Stellung genommen wird, und zwar auch sprachlich, Realisierungsformen anwendbar sind, die jeden beliebigen Inhalt aufzunehmen imstande sind. Was darauf hinauskommt, daß nicht alles am Inhalt irgendeines menschlichen Lebensgebietes in seiner Eigenart sprachlich ausdrückbar ist, sondern nur dasjenige, das vermöge Beschränkungen, die im Wesen des Sprachlichen liegen, in die Sprachform eingehen kann. Die Tatsache bleibt bestehen, daß sprachlicher Ausdruck eines beliebigen Inhalts nur dadurch zur Sprache gehört, daß er sich gewissen Grundformen gemäß gestaltet, außerhalb deren er als sprachlicher Ausdruck nicht bestehen kann. Es ist notwendig, bei der unleugbaren Verschiedenheit der Struktur

der in sprachliche Darstellung eingehenden Inhalte, daß es formale Grundbedingungen sind, also Bedingungen, die der Struktur eines jeden Inhalts nicht Rechnung tragen, die aber alles sprachlich Geäußerte als solches zusammenhalten. Wenn bis ins Einzelne das so ist, muß die Einseitigkeit eines dargestellten Inhalts, der nur sinnlich Wahrnehmbares in sich faßt, insofern wieder beseitigt werden, als es gelingen mag, die allgemeinen gültigen Formen sprachlicher Äußerungen aus ihm herauszuschälen und isoliert hinzustellen.

Die Gegenstandsform als Grundform des Ausdrucks.

Als eine solche formale Eigenschaft alles Sprachlichen dürfte in erster Instanz die Gegenstandsbezeichnung zu nennen sein. Dieser entspricht dann auf subjektiv-psychischer Seite die Gegenstandssetzung oder -erfassung. Eben weil formal, umfaßt sie jeden denkbaren Inhalt, jedes denkbare Etwas. Die Tatsache, daß schließlich ein Grundtypus der Setzung das All des Faßbaren umspannt, kann Anlaß gegeben haben zu der verwirrenden Annahme, daß es die Setzung des sinnlich-wahrnehmbaren Gegenstandes ist, die als Vorbild für andere, abstrakte oder psychische Setzungen dient. Demgegenüber ist zu bemerken, daß die Kategorie der nicht sinnlichen Gegenstandssetzungen insoweit schon selbständig ist, als ihr Inhalt qualitativ an nichts Sinnliches erinnert oder wesentlich darauf gegründet ist, und vielfach ein anders geartetes Kategorienmaterial die theoretischen Grundformen seiner Erfassung liefert. Vergleicht man z. B. Sätze aus einem gedankenschweren wissenschaftlichen Werk mit denen aus einem Kinderbuch, so sind die sprachlichen Grundformen dieselben, obwohl die Gegenstände verschiedener Ordnung sind. Der einheitliche Charakter der Sprache als Ausdruck bewährt sich im Kompliziertesten und im Einfachsten. Ja, man kann sagen, daß es eben das Grundgesetz alles Sprachlichen ist, alles überhaupt sinnvoll Setz- und Denkbare

durch ihre Grundformen inhaltlich aufzunehmen und auszudrücken. Auf Seite des logischen Denkens geht dieser Tatsache parallel, daß ein kompliziertes Gebilde, das durch mehrere Synthesen zustande gekommen ist, sich einheitlich als Gegenstand höherer Ordnung «setzen» läßt, um so selbst wieder Element einer höheren Synthese zu werden, und das geht prinzipiell ins Unbegrenzte. Die sprachliche Ausdrucksform, die dieser Eigenschaft des Denkens entspricht, ist die Substantivierung, die besonders für höhere Denkwirkungen sich als von höchster Wichtigkeit erweist. Die verschiedenst-denkbaren Gegenstände werden durch das Substantivum (zunächst in unseren Sprachen äußerlich meistens ununterscheidbar) einheitlich ausgedrückt, wie z. B.: Wasser, Napoleon, das Unbewußte, die Norm, die Relation usw. Das Substantivum ist dann auch die angewiesene Form zur Aufbewahrung des geistigen Materials mittels der Sprache. Damit hängt zusammen, daß die Bedeutungsentwicklung auf Grund geänderter Stellungnahme auf diesem Gebiete am intensivsten ist. Von einem Gesichtspunkt ökonomischer Teleologie aus ist dieser Sachverhalt sowohl für das Denken wie für die Sprache ein sehr erfreulicher, was besonders von Wundt nachdrücklich betont ist. Denn dadurch, daß die Substantivierungsform sogar den abstraktesten und kompliziertesten Gegenstand einheitlich ausdrücken kann, hat das Denken für seine Operationen im Lautwert eine gewisse sinnliche Stütze, woran es immer von vorne an seine Tätigkeit wieder orientieren kann. Dennoch ist eine Erklärung der höheren Errungenschaften des Denkens, die letztere von dieser Eigentümlichkeit der Struktur der Sprache völlig abhängig sein läßt, u. E. ungenügend. Die psychische Aktivität bleibt doch das tiefer Liegende, und eine beliebige einheitliche Gegenstandssetzung wird nicht dadurch möglich, daß die Substantivierungsform sie auszudrücken geeignet erscheint, sondern geht ihr gerade voran. Die logisch vertiefte Auffassung im naiven Bewußtsein schon anwesender

Begriffe ist nicht dadurch möglich, daß es Worte gibt, die diese Begriffe zum Ausdruck bringen, sondern die Bedeutungen dieser Worte werden gerade infolge jener Vertiefung, d. h. Veränderung der Stellungnahme zu anderen Bedeutungen. An dem Bedeutungswandel der Worte dürften demnach die Ausdrücke für die objektiven Vorgänge in der sinnlich wahrnehmbaren, sich verändernden Umwelt gerade am wenigsten beteiligt sein. In der Hauptsache beruht die Entwicklung auf der inneren Wertungsänderung, welche die sich in allerlei Kulturformen betätigende psychische Aktivität vornimmt. Indessen hält sich die Sprache innerhalb der objektiv notwendigen Grenzen in der Entwicklung besonders dadurch, daß sie die weitgehenden Umgestaltungen in Kultur- und Geistesleben, die ihre Grundformen zu sprengen drohen, aufzunehmen fähig ist. Das ist nur dadurch möglich, daß der Wert eines Lautkomplexes infolge der einfachen Zuordnung von Laut und Lautbedeutung ins Unbegrenzte sich vertiefen und komplizieren kann, so daß die Form sich unversehrt erhält. Ob aber schließlich alles, was «zum Ausdruck drängt» (es muß angenommen werden, daß auf Seite des Psychischen «mehr» da ist als auf Seite des Ausdrucks), durch die Substantivierungsform «erschöpft» werden kann, ob nicht im psychisch Konkreten Formen des «Gemeinten» anwesend sind, die in der vorhandenen Systematik keinen Ausdruck finden, bleibt dabei unentschieden. Soviel steht fest, daß vieles psychisch Einheitliche, Intuitive, Unmittelbare die Umschreibung braucht, um ausgedrückt werden zu können und dieses Hineinzerren eines nicht-zeitlich-Einheitlichen in die diskrete eindimensionale Linie der sprachlichen Darstellung wird manchmal als ungeeignet empfunden. Für die höchsten Formen sprachlichen Ausdrucks, wie z. B. das logische Urteil eine ist, steht wohl fest, daß alles «Gemeinte» auch zum «Ausdruck kommt». Das berührt aber zugleich die logische Frage, ob jeder Inhalt des Bewußtseins in Urteile eingehen kann. Von vornherein dürfte das schon darum

nicht gewiß sein, weil es immer denkbar bleibt, daß die sprachliche Bestimmtheit möglicher Urteilsformen für gewisse psychische Inhalte das Eingehen in irgendeine Form ausschließt. Es läßt sich wenigstens denken, daß die Herrschaft der Form des logischen Urteils und in erweitertem Sinne alles sprachlichen Ausdrucks eine beschränkte ist und daß es Gebiete vom Weltinhalt gibt oder auch vom subjektiven Erleben, die sie nicht umspannt. Wenn das aber so sein sollte, dann hat es erkenntnispraktisch insofern keine Folgen, als in den tatsächlichen Urteilen wesensgemäß nur dasjenige eingeht, was dazu geeignet ist. Nur auf das logisch irgendwie Durchdringbare hat unser Denken «Erfolg». Die psychologische Erfahrung kennt eine Spannung zwischen dem, was dem Bewußtsein «vorschwebt», und dessen «richtigen» Ausdruck, die nicht immer zu lösen scheint. Bisweilen wird der Ausdruck schließlich doch gefunden, d. h. man findet diejenigen Lautwerte, die die innere Stellungnahme unzweideutig und genau bezeichnen. Aber der auszudrückende Inhalt ist manchmal derartig, daß die ergriffenen Lautwerte durch den Gebrauch selbst Änderungen erfahren. Der Wandel der Bedeutungen dürfte somit auch darin seinen Grund haben, daß bei der Verwendung der systematisch vorhandenen Laut- und Bedeutungswerte für das dem Bewußtsein zum Ausdruck Vorschwebende nach zwei Seiten hin eine Verschiebung stattfindet: auf seiten des Bewußtseins, das seinen Inhalt im Ausdruck dem Systematischen anzugliedern bestrebt ist, und auf seiten des ausgedrückten Inhalts, der seine Farbe auf den systematischen Lautwert überträgt. Auch auf das erstere Moment ist Nachdruck zu legen. Die Spannung des nach Ausdruck strebenden Bewußtseins findet im «richtigen» Ausdruck ihre «Lösung». Und von dem Moment an hat der verwendete Ausdruck nicht mehr den Bedeutungswert, der ihm systematisch zukam, bevor ihn das Ausdrucksbedürfnis zu seinen Zwecken ergriff, sondern sein Bedeutungswert hat sich jetzt dem Inhalt angeglichen, zu dessen Aus-

druck er anfangs nur Hilfe leistete. Und dieser kommt in der Form des Ausdrucks in objektiver Weise der Seele zum Bewußtsein, was auch andererseits mit dem konkreten Charakter des Ausdrucksprozesses völlig im Einklang steht. H. Schmitt, Germ.-Rom. Mtsh. IV, 684, sagt: «Sprachentwicklung beruht auf metaphorischem Wortgebrauch». Das Prinzip des Bedeutungswandels wird also auch hier in der Übertragung gesucht. Wundt, Sprache I, 2, S. 594 macht darauf aufmerksam, daß man so nur reden darf, wenn unter Metapher nichts mehr als Begriffsübertragung zu verstehen ist.

Es bleibt also eigentlich bei jedem neuen Ausdrucksakt nichts unverändert, obwohl für die Subjektivität nicht ein zusammenhangloses Chaos vorliegt. Der Inhalt findet im Ausdruck seine «Erfüllung», und das nur dadurch, daß Lautwerte, deren Bedeutung feststeht, ihn ausdrücken. Im Prozeß selbst dagegen — wie sollte es anders möglich sein — ist alles wandelbar, Prozeß ist ja auch nur Wandel. Die angeblichen Subjekte sind, wie wir gesehen haben, keine echten, sondern nur logisch geforderte. Das zum Ausdruck verwendete Wort ist «demselben», früher gebrauchten realiter fremd. Nur die seelische Aktivität vermittelt die Übereinstimmung und den Bezug. Sie ist das einzige wahre Subjekt.

Sowohl die Systematik wie der konkrete Sprachprozeß, die immer noch etwas unvermittelt sich gegenüberstanden, lassen sich nach dem obigen vereinen. Das Konkretum ist nur in Beziehung auf systematisch geltende Lautwerte deutbar, geht darin aber nicht auf. Es ist einerseits mehr, andererseits weniger. — Es ist der immer individuell gefärbte psychische Hintergrund, der zwischen der Systematik und dem Konkreten steht. Nimmt man das Konkretum nur nach der lautlichen, d. h. objektivsten Seite, so ist die Erklärung aus Systematischem weit besser möglich. Aber das kommt eben daher, daß bei Lautlichem, das systematisch

orientiert ist, auch nur lautliche Unterschiede mit dem Vorbild möglich sind, während auf der Bedeutungsseite die Unterscheidungen qualitativen Charakters sind. Daß Worte keine realen Dinge sind, daß Sprachsystematik ein irreales Geltungsgebilde, trotzdem aber für das Verständnis des Realen notwendig ist, daß demnach der Begriff einer Geschichte der Lautwerte, insofern er von lautlichen Subjekten ausgeht, nicht der einer wirklichen Geschichte ist, mag als Ergebnis der bisherigen Erörterungen angenommen werden. In dessen harrt die Frage, ob auch Bedeutungen in Bedeutungen übergehen können, oder ob auch hier nur von irrealer Subjektsetzung die Rede sein kann, noch der Entscheidung. Achtet man darauf, daß es dasselbe Wort ist, zu dem die verschiedenen Bedeutungen sukzessiv zugeordnet erscheinen, so liegt es auf der Hand, die spätere Bedeutung als eine aus der früheren sich entwickelnde aufzufassen. Kann man aber bei Bedeutungen von einer Entwicklung sprechen? Steht das Bewußtsein diesem Prozeß zuschauend, rezeptiv gegenüber? Dann wäre wirklich von einem realen Subjekt des Wandels mit Recht die Rede. So kann die Sache nicht liegen. Was wir konstatieren, ist dieses: Bedeutung A kam vorher der Lauteinheit a zu, jetzt Bedeutung B. Augenscheinlich muß also das Bewußtsein Anlaß gehabt haben, Bedeutung B stellungnehmend mit dem für A geltenden Lautwert zu benennen. Dann muß bei Benennung des B: A «vorgeschwebt» haben. Die Bedeutung ist das psychisch-Erstere, dem der geltende Lautwert als Ausdruck zugeordnet wird. Dann muß aber doch Bedeutung B die des A wieder «verdrängt» haben, denn der schließliche Erfolg ist, daß Lautwert a Bedeutung B hat. Ist der Prozeß mit dem Begriff des «Verdrängens» genügend gekennzeichnet? Wir sind von den logisch feststehenden Bedeutungen A und B ausgegangen, und können auch nicht anders, falls der Wandel erklärt werden soll. Allerdings ist in der Subjektivität nichts Derartiges wie eine Ver-

drängung einer Bedeutung durch eine andere bemerkbar. Das kann gerade nicht der Fall sein, denn Verdrängung im Psychischen ist die Form, die uns die logische Erklärung der Tatsache des Bedeutungswandels in derselben Weise nahe legt, wie im Kapitel Systematik die Erklärung des Gesetzmäßigen am Konkreten nur mittels solcher Konstruktionen stattfinden konnte, und wie auch der Lautwandel, als Formentwicklung, nicht bewußt wird (vgl. S. 134 flg.). Der konkrete Benennungsprozeß ist so einheitlich, daß ein nacheinander Auftreten der früheren und der definitiven Bedeutung eines Ausdrucks darin eigentlich keine Stelle hat, ebensowenig wie das Ganze an Gesetzmäßigkeiten, das für die Analyse in jedem Sprachfaktum auffindbar ist, diesem irgendwie sukzessiv vorhergeht (vgl. S. 135).

Das Wesen der Benennung und das subjektive Sprachbewußtsein; gegenseitige Ergänzung der objektiven und der subjektiven Methode für die Erklärung des Bedeutungswandels.

Was wir bis jetzt die resultierende Bedeutung genannt haben, ist andererseits so aufzufassen, daß diese Bedeutung für das subjektive Sprachbewußtsein als antizipiert erscheint. Dadurch ist für die Subjektivität von einer früheren Bedeutung in dem Sinne, wie sie die Theorie kennt, nicht die mindeste Spur vorhanden: es ist immer so, daß subjektiv die «neue» Bedeutung nicht als die Verdrängerin der alten, sondern daß das Wort als das für die Bedeutung geradezu Gesuchte und Geeignete erscheint. Natürlich kann auf die Sprache gerichtete Reflexion als sekundäres Phänomen den objektiven Sachverhalt zutage fördern. Dadurch wird aber am Charakter des ursprünglichen Prozesses nichts geändert. Denn auch das Bewußtsein des systematischen Bedeutungswertes eines Lautkomplexes ist nicht ein unmittelbares, sondern ein reflexives. Der ursprüngliche Sprachprozeß ist nicht gerichtet auf die Zuordnung von Bedeutungen zu

Lautwerten, sondern umgekehrt auf die Zuordnung von Lautwerten zu Bedeutungen. Es ist eine hinzutretende Reflexion, wobei das Bewußtsein von seiner ursprünglichen Richtung auf Bedeutungen auf reale Lautwerte abgeleitet, die die theoretische Laut-bedeutungszuordnung einführt. Aber diese Reihenfolge ist für die Erklärung des aktiven Ausdrucksprozesses unentbehrlich. Die Bezeichnung kann nur erfolgen durch Stellungnahme, und Stellungnahme schließt eine Realisierung von Lauten, die Bedeutung haben, ein. Ohne die Umkehrung des realen Prozesses kommt man also für die Systematik nicht aus. Sonst gäbe es immer nur «neue» Bedeutungen, die Laute als zugeordnete Ausdruckswerte «empfinden», aber ganz regellos. Denn woher in diesem Fall das Bewußtsein das Recht zu bestimmten Benennungen schöpfen sollte, außer im Hinblick auf Geltendes, mit dem Geschautes zu konfrontieren wäre, ist nicht einzusehen. Das Bewußtsein zeigt also das merkwürdige (für die logische Konstruktion nur annähernd beschreibbare) Verhalten, daß die neue, spätere Bedeutung gerade als die geltende, normativ-frühere erscheint, dadurch, daß jeder Akt der Benennung für das subjektive Bewußtsein die Bedeutung einer Anerkennung der Zugehörigkeit von Bedeutung und Lautwert hat. Die Bedeutung findet im Ausdruck ihre «Lösung», dieser steht ihr als Früheres, schon vorher von ihr Geltendes, zu ihr Zugehöriges gegenüber. Die Tatsache, daß die Benennung, der Ausdruck, das Neuere, Spätere ist, erscheint also jetzt gerade umgekehrt, denn für das subjektive Bewußtsein wird in der bestimmten Benennung das eigentliche Wesen des Ausgedrückten erst ersichtlich: es wird darin wieder erkannt. Dieses Verhalten der psychischen Aktivität ihren eigenen Leistungen gegenüber erklärt die Tatsache, daß das Bewußtsein sich in keiner Weise deckt mit dem objektivierten Verlauf seiner Prozesse. Objektiv besehen ist die Reihenfolge: Gegenstand-Benennung, Bedeutung A — Bedeutung B, subjektiv aber wird die Bedeutung als das vorher Anwesende, vom Gegenstand Geltende

empfundene. Dieser wird in der Benennung wieder erkannt. Der Abstand zwischen den beiden Betrachtungsweisen ist daher der denkbar größte, was sich auch darin zeigt, daß vom Inhalt des einheitlichen Prozesses die objektive Methode das Objektive, nämlich den Laut und seinen Gebrauch im Verlauf der Zeit und die ihm hintereinander zugeordneten Bedeutungen, die subjektive aber den jeweiligen Geltungs- oder Anerkennungscharakter, worin ein Moment des schonvorher-Daseins liegt, heraushebt. Beide Betrachtungsweisen sind zwar logisch gefordert, dennoch ist die innerpsychische die fundamentalere. Die objektive liefert die Konstatierung, die subjektive das formale Verständnis des Bedeutungswandels. Letztere sucht die irrealen Gegenstands- und Geschehenssetzung zu vermeiden und dem Wesen der psychischen Aktivität als Trägerin des ganzen Sprachprozesses beizukommen. Daß sie dabei mit objektivierenden Kategorien operieren muß, ist nur dann wirklich bleibender Schaden für die Erkenntnis, wenn dadurch das nicht objektiv faßbare Wesen des Seelischen verdeckt wird. Nur kritische Reflexion ist imstande, davor zu schützen. Die Subjektivität ist zwar durch ihre Unmittelbarkeit schwer erkennbar, aber doch nicht unerkennbar. Jedenfalls verfiere die Sprachwissenschaft einem hoffnungslosen Schematismus, sobald sie von innerpsychischen Erklärungen absehen wollte und sich mit objektiver Aufstellung von Reihen «sich entwickelnder» sprachlicher Einheiten und Bedeutungen zufrieden gäbe. Soweit sie das tut und darin das Letztmögliche sieht, hat sie die letzte Grenze erreicht, an die die Erkenntnis kommen kann, ohne aufzuhören, Erkenntnis zu sein. Sie verbleibt aber damit innerhalb eines Kreises von Erkenntnissen, die zwar richtig, aber nicht wesentlich sind.

Die Erklärung der Verdrängung der Bedeutung A durch B, wie sie oben versucht wurde, blieb beim einfachen Faktum der Reihensetzung noch nicht stehen. Vielleicht wird gerade hieraus ersichtlich, inwiefern die psychologische,

introspektiv gerichtete Methode mit dem Erklären weiter kommt als diejenige, die in der Zurückführung eines Einzel-falles auf ein allgemeines Gesetz ihr Letztmögliches erreicht. Es erschließt sich hinter dem objektivierten Schema der Worte eine Wirklichkeit, der gegenüber das scheinbar so feste Gerüst der lautlichen Einheiten und Zuordnungen zu etwas Un-wesentlichem herabsinkt.

Die objektiven Zusammenhänge im Bedeutungsreich.

Aber die Erfassung der innerpsychischen Vorgänge war auch allgemein, ja durchaus formal. Es fragt sich, ob jene Stellungnahme, die dazu veranlaßte Bedeutung B mit Lautwert a zu benennen, eine willkürliche, nicht inhaltlich be-gründbare ist. Wir müssen annehmen, daß das Bewußtsein darin nicht wahllos verfährt, sondern daß auch diese, ja gerade diese Aktivität «Form» hat. Das führt zur allge-meinen Frage, was für Bedeutungen in dem Verhältnis stehen, daß ein Wandel von A in B möglich wird. Auch hier zeigt sich wieder die reine Unmöglichkeit, den psychologischen Prozeß nur aus sich selbst zu erklären oder gar darzu-stellen, denn die Grundvoraussetzung zur Erklärung des Bedeutungswandels, die Bedeutungen A und B, sind wieder theoretisch erfaßte Gegenstände, die im Prozeß zwar ein Korrelat haben, aber trotzdem in der Weise in ihm nicht vorfindbar sind, wie wir sie für die Erklärung benötigen. Denn B wird als Bedeutung an dem ihm zugeordneten Lautwert erst bewußt, dieser scheint die «Erfüllung» der Bedeutung erst abzugeben. Also war B als Bedeutung vor-her nicht in der Weise da, wie nachdem ihm der Lautwert zugeordnet ist, und das dürfte von A auch gelten. Für die theoretische Erfassung aber sind Bedeutungen gerade Geltungs-einheiten logischer Struktur, die an sich keinen Lautwert und kein psychisches Korrelat brauchen und höchstens dem Lautwert zugeordnet werden können. Der reine Kern dessen, was mit einem Wort angedeutet wird, ist nicht hör-

oder sichtbar, sondern wird theoretisch erfaßt, «geschaut». Es war also nochmals eine Spaltung notwendig, und zwar stellte sich heraus, daß das psychisch durchaus Einheitliche, das man mit der Begriffssynthese Wortlaut — Bedeutung nur negativ, nicht unmittelbar treffen kann, zusammen-gesetzt gedacht werden muß aus einem Realisierungsakt und einem dem individual Psychischen durchaus Fremden, eigenes Gebiet Konstituierenden, das Bedeutung heißt. So wenigstens stellt sich der Sachverhalt dar für die theoretische Erfassung. Diese kennzeichnet sich hier zugleich wieder in ihrer doppel-seitigen Natur, nämlich einerseits als Gegenständlichkeit-er-möglichend, und andererseits als zwischen dem erfassenden Denken und dem Gegenstand hineintretend und dadurch gewissermaßen den Gegenstand in seiner Reinheit trübend. Aber gerade der Umstand, daß uns diese Sachlage so be-wußt wird, setzt voraus, daß wir die Beschränkung, die uns das Denken selbst auferlegt, um den Zugang zum Gegenstand zu eröffnen, doch auch erkennen, so daß wenigstens über die Idee der objektiven Struktur des Gegenstandes uns diese Beschränktheit des Erkennens nicht hinwegtäuscht. Diese Einsicht ist also selbst eine Tatsache kritischer Besinnung. Weiter als zur Konstatierung dieses Sachverhalts vermögen wir darum nicht zu kommen, weil die einmal festgestellte Beschränkung, als für jeden Gegenstand gültig, auch in unserem Falle keinen Halt macht, so daß die nur-negative Möglichkeit, vom Gegenstand als der Einheit vieler unter-schiedener Momente (hier in Concreto die Realisierung, die in Bedeutung und Stellungnahme auseinandergelegt wird) zu sprechen, auch die einzige, infolge der Struktur des Gegen-standes und des erkennenden Denkens nicht anders zu er-wartende Möglichkeit sein muß. Daß die «Bedeutungen» irgendein mit Realem vergleichbares psychisches Dasein führten, wäre, obwohl sie zur Erklärung dieses unentbehrlich sind, eine ganz unbegründete Behauptung. Nur insofern wird man einen Vergleich machen dürfen, als in geradezu

auffallender Weise die Funktion der theoretischen Erfassung und Erklärung darin sich äußert, daß dem schlechthinigen und einfachen Realitätscharakter des Psychisch-konkreten gegenüber, von dem übrigens weiter theoretisch nichts ausgesagt werden kann, die Theorie in der eigentümlichen Lage ist, eine ganze Menge komplizierter irrealer Gegenstände verschiedenen Charakters zu «setzen», um diesem Einfachen beizukommen. Man kann das Recht bezweifeln, womit dem ursprünglichen Konkreten auch nur das Prädikat der Einfachheit beigelegt wird. Ist auch das nicht schon theoretische Erfassung, und vielleicht eine solche, die nicht ihrer eigenen Qualität sich bewußt wird und auf halbem Wege stehen bleibt? Daran dürfte so viel wahr sein, als «Einfachheit» nur mit Hinsicht auf Kompliziertes (und wie wir gesehen haben, ist es gerade das Typische der Sprachtheorie, daß sie «kompliziert»), also auch wieder negativ zu verstehen ist. Es ist eben nur eine Richtung damit angedeutet, die wir als Theoretiker der Sprache nicht verfolgen können, nämlich die des Atheoretischen, nur-Realen, von aller Erfassung Unberührten, das aber doch das als Grundlage zu denkende Fundament für mögliche Inhaltserkenntnis abliefern.

Nachdem so die eigentümliche selbständige Lage des Bedeutungsreichs einigermaßen theoretisch festgelegt ist, ist die schon berührte Frage wieder aufzunehmen, welchen allgemeinen Bedingungen Bedeutungen entsprechen müssen, damit Bedeutungsübergang der einen Bedeutung in die andere möglich sei. Nachdem das Gebiet der Bedeutungen als etwas für sich zu Betrachtendes fundiert ist, hat auch diese Frage ihre Berechtigung. Ohne weiteres aber, in erster Linie ohne Bezugnahme auf real-vorfindliche Entwicklungen wird sie nicht zu lösen sein, da es im objektiven Reich der Bedeutungen zwar Zusammenhänge, aber keine Übergänge im psychologischen Sinne geben kann. Nimmt man an, daß die Bedeutungen einen Zusammenhang allseitig verknüpfter sinnvoller Inhalte bilden, so käme schließlich, wenn das

ein geschlossener Zusammenhang ist, die ganze als möglich denkbare Entwicklung hinaus auf die erschöpfende Realisierung aller möglichen Verknüpfungen, wobei dann am Ende, wenn das System begrenzt zu denken ist, Wiederholungen eintreten müßten. Die Annahme eines offenen Zusammenhangs, dem immer neue Glieder einverleibt werden könnten, sagt an sich über die Richtung ev. Entwicklungen nichts aus, spricht aber entwicklungspsychologisch mehr an. Wir werden also nicht umhin können, das Prinzip der Veränderung der Stellungnahme noch etwas näher zu besehen, da doch sowohl Bedeutung wie Entwicklungsrichtung aus der stellungnehmenden psychischen Aktivität als Grundrealität verstanden werden müssen. Das bringt aber zugleich in die Kulturentwicklung hinein.

Es beruht auf einer Verquickung zweier nicht zusammengehöriger Sphären, wenn man unkritisch von einer Entwicklung der Sprache im Sinne einer realen Entwicklung spricht. «Die Sprache» ist, wie im Kapitel I ausgeführt wurde, nur als die Idee der Sprache aufzufassen, als eine dem Menschen seinem Wesen nach immanente Eigenschaft. Man denkt aber im genannten Zusammenhang meistens an den historischen Prozeß der Gesamtheit des sprachlich Realisierten. Daß das aber als Gesamtheit keine «echte» Entwicklung ist, ist schon daraus ersichtlich, daß diese Gesamtheit empirisch nur ein Zusammen isolierter Einzelprozesse bedeutet, die nur dadurch nebeneinander, aber auch nur nebeneinander gesetzt werden dürfen, weil allen das Prädikat, zur Sprache zu gehören, zukommt. Das ist zugleich hinreichender Grund, um ebenso wie in der Systematik, das Vorhandensein von Übereinstimmungen logisch zu erwarten. Die Setzung der isolierten Entwicklungssubjekte als zusammengehörige Glieder der einen Sprachentwicklung wird durch solche Übereinstimmungen näher gerechtfertigt; also nur da, wo eine Anzahl von Daten das gemeinsame Prädikat Sprachentwicklung trägt, aber da auch be-

stimmt, hat man übereinstimmende Gesetze zu erwarten. Nun sind die Entwicklungen notwendigerweise auf die Kultur-entwicklung zu beziehen. Trotzdem läßt sich fragen, ob nicht hier, eben wie bei den Lautentwicklungen versucht wurde, auch wenigstens ein Teil des Bedeutungswandels gesetzmäßig, außerhalb kultureller Motive, sich vollzieht. Wenn dem so ist, so sind auch diese Wandlungen in das Gebiet der unter verschiedenen Umständen gleich möglichen, aus den wesentlichen Bedingungen der Entwicklungssubjekte denkbaren, insofern «zufällig», d. h. ohne weiter liegende Motive hervortretende Entwicklungen gerückt und damit gewissermaßen auf sich selbst gestellt. Es ist von vornherein wahrscheinlich, daß, wenn solche übereinstimmenden Entwicklungen überhaupt vorkommen, die davon betroffenen Bedeutungen nicht so sehr bestimmte Inhalte des Kulturlebens, die ja fortwährendem Wechsel unterworfen sind, sondern vielmehr Formen der Auffassung repräsentieren. Es scheint im Wesen dieser Übereinstimmungen zu liegen, daß nicht Inhalte, die ein Maximum an Konkretheit und Einmaligkeit aufweisen, so daß ihre theoretische Erfassung und Heraushebung als Inhalt das einzige ist, was in theoretische Form eingeht, sondern nur solche, die allgemeine Beziehungen innerhalb eines Konkreten ausdrücken, also mehr oder weniger formale Bedeutungen sich vergleichen und in eine Reihe stellen lassen. Daß die Bedeutungsentwicklung der Substantiva verschiedener Sprachen Übereinstimmungen aufweisen sollte, ist sehr wohl möglich, nur nicht, daß zu jedem einzelnen sein Korrelat in anderen Sprachen nachgewiesen werden könnte. Es sind immer die Übereinstimmungen nur als formale zu denken, d. h. als solche, die die Beziehung der verglichenen Elemente betreffen. Diese Beziehung ist eine Art reflexive Kategorie. Eine unmittelbar psychische kann sie nicht sein, denn ebensowenig wie der Vorgang des Bedeutungswandels unmittelbar bewußt ist, ist es die Beziehung zwischen den wechselnden Bedeutungen. Diese wird

erst dadurch erfaßt und hergestellt, daß wir uns nachher reflexiv auf den Zusammenhang der Bedeutungen, die übereinstimmende Entwicklungen durchmachen, logisch besinnen. So wird eine durchaus logische Übereinstimmung durch theoretische Erfassung aufgefunden, die als solche im subjektiven Sprachbewußtsein kein unmittelbares, sondern nur ein «mögliches» Korrelat hat. Nun ist das Eigentümliche der Lage dies, daß mit dieser Konstatierung an sich, die also nur eine durch theoretische Erfassung zustande gekommene logische Zuordnung von Bedeutungen ist, die mit Hinsicht auf denselben Lautwert, dem sie in der Zeit nacheinander zugeordnet sind, als ineinander übergehend betrachtet werden können, für die psychologische Erklärung des Vorgangs noch nichts getan ist. Andererseits muß diese logische Ordnung der Erklärung wenigstens den Weg weisen. Setzt man doch dabei voraus, daß das psychische Leben sich von Stufe zu Stufe nach dem Logischen hin entwickelt, was sich dann im Wandel der Bedeutungen ausdrückt. Dadurch, daß eine logische Bedeutung, z. B. Kausalität ihr Korrelat im Wort «bekommt», scheint die Tatsache, daß das Wort diese bestimmte logische Bedeutung erhält, erläutert. In gewissem Sinne ist es richtig, daß das Denken hier wieder die psychologische Entwicklung erklärt mit ihren eigenen Ergebnissen. Denn die logischen Bedeutungen werden erst daran «bewußt», daß sie einem Lautwert hintereinander zugeordnet erscheinen, werden also selber im Prozeß der Sprachentwicklung erst hervorgebracht. Das schließt aber nicht aus, daß die logischen Bedeutungen, sobald sie einmal in Lautwerten festgelegt, realisiert sind, doch anerkannt werden als vom Lautwert unabhängige und zu einer eigenen Sphäre gehörige Gegenstände. Der Sprachprozeß selber, und das, was in ihm zum Vorschein kommt, ist also Vorbereitung und Vorbedingung für seine eigene Erklärung. (Vgl. S. 81.)

Als allgemeinste Richtung der Bedeutungsentwicklung

wird die Richtung vom Konkreten zum Abstrakten angegeben. Richtung im absoluten Sinne wird das wieder kaum sein können. Damit verfele die Sprachentwicklung einem mechanischen Gesetz, und die Unmöglichkeit dieser Annahme wurde schon mehrmals berührt. Es ist hier ebenso wie bei der Lautentwicklung von vornherein wahrscheinlich, daß die Richtung irgendwo Anlaß hat «abzubiegen». Damit, daß die Entwicklung an einen Punkt gelangt, wo sie ihre bisherige Richtung nicht weiter verfolgt, ist zugleich gegeben, daß der Punkt Ausgangsstelle für eine anders gerichtete Entwicklung sein muß, da der Prozeß nicht still stehen kann. Die Gesetzmäßigkeit, womit alle Sprachen erfahrungsmäßig sich vom Konkreten ins Abstrakte entwickeln, erlangt also durch die kritische Reflexion die ihr notwendig aufzulegende Beschränkung. Damit stimmt auch die empirische Tatsache, daß Entwicklungen-ins-Abstrakte manchmal später wieder «konkretisiert» werden, wovon alle Sprachen Beispiele aufweisen. Die Begriffe des Konkreten und des Abstrakten brauchen noch eine nähere Analyse. Erstens wird durch ihre notwendige Anwendung wieder klar herausgestellt, wie sehr die Sprache ein «anlehnungsbedürftiger» Gegenstand ist. Es gehören diese Begriffe entschieden zur objektiven Bedeutungssphäre, ein Gebiet, das, wie wir sahen, die Eigenart hat, daß es zwar mit dem Psychologischen verwoben, aber aus der Verwebung begrifflich auslösbar ist. Nun bedeutet der Gegensatz: konkret-abstrakt psychologisch zugleich einen Wertgegensatz, und das ist für den Entwicklungsgedanken von höchster Bedeutung. Das Konkrete geht vorher, es ist das psychologisch-Erstere, dem in der Entwicklung das Abstrakte als ein «Schattenhaftes», nur auf Basis des ersteren Möglichen nachzufolgen scheint. Der Gegensatz liegt also in einer psychogenetischen Ordnungsfolge. Das gilt zunächst individuell-psychologisch. Die Entwicklung des kindlichen Bewußtseins findet zunächst an Hand der sinnlichen Eindrücke statt. Erst später wird die psychische Aktivität frei,

die dann in der mehr apperzeptiv gerichteten Erfassung alles Umgebenden, Objektiven im weitesten Sinn sich betätigt. Dieses Verhältnis wird nun auf die Entwicklung menschlicher Gemeinschaften übertragen, und es scheint das Recht dieser Übertragung von zwei Seiten her sich empirisch zu bestätigen. Erstens treffen wir bei denjenigen Völkern, von denen angenommen wird, daß sie dem hypothetischen «Urzustand» der Menschheit näher geblieben sind als wir, eine in hohem Maße auf Konkretes gerichtete Sprache an und zweitens scheint bei geschichtlichen Kulturvölkern, wie z. B. den Griechen, der älteste überlieferte Sprachzustand auf ein Maximum an anschaulich-konkretem geistigem Besitz hinzuweisen. Das sind Tatsachen, die eine kritische Betrachtung natürlich als gegeben hinzunehmen hat, aber nur insofern, als die begriffliche Formulierung nicht zu unberechtigten Konsequenzen führt. Die scheinbar so wertvollen Verallgemeinerungen auf Konkretes gerichteter Wissenschaften, wie die Sprachwissenschaft eine ist, sind immer gefährlich, weil man die begreifliche Neigung hat, daraus Erkenntnisse herauszuklügeln, deren Möglichkeit für die kritische Betrachtung zum mindesten problematisch wird, da sie die Grenzen möglicher Erfahrung weit übersteigen. Das methodische Verfahren, das solchen Konsequenzen zugrunde liegt, dürfte wohl dieses sein: Die Sprache sog. Naturvölker, deren Geschichte uns in der Regel unbekannt ist, bietet beim Vergleich mit einer modernen Sprache zunächst einen Unterschied im Inhalt der gültigen Lautwerte, der Worte also, der unmittelbar auf die Differenzen der Kulturinhalte zurückgeht. Eine andere Frage ist es aber, ob in den fundamentalen Apperzeptions- und Zerlegungsprozessen der Völker höherer und primitiver Kultur sich Differenzen nachweisen lassen, und das möglichst so, daß die innere psychische Struktur der höheren Kulturvölker sich als irgendwie komplizierter herausstellen sollte. Wenn wir den Inhalt der Begriffe, die den Lautwerten zugeordnet sind, zunächst ausschalten, weil, wie

wir gesehen haben, durch unbeschränkt fortgesetzte Aufspeicherung neuer Bedeutungen innerhalb der Gegenstandskategorie das formale Wesen einer Sprache nicht berührt wird, so bleibt nur übrig, die «Formen» der Sprachen zu vergleichen. Dieser Begriff umfaßt dann alles nicht Lautliche, aber dennoch zur Sprache Gehörige. Die Heranziehung dieses auch für die Entwicklung wichtigen Begriffs, der bisher nicht eingehend erörtert wurde, wird sich hier nicht mehr verschieben lassen. Die Systematik zeigte, wie in der Gegenstandserfassung Worte, die als geltende Lautwerte anerkannt werden, durch Formwerte, die kein unmittelbares lautliches Korrelat haben, sozusagen überbaut werden. In der Schichtung der systematischen Werte wird man für die Einzelsprache dem «Typus» die höchste Stelle anzuweisen haben, wobei wieder die darunter gelegenen Schichten die inhaltliche Erfüllung dieser höchsten «Form» abgeben bis schließlich ins Konkrete der Einzellautwerte hinein. Die Frage wird also jetzt genauer: Was ist aus einem Vergleich der Typen der Sprachen für einen angeblichen geistigen Fortschritt, oder rückwärts für die Aufklärung der Bedingungen der Entwicklung aus einem angeblichen Urzustand zu gewinnen?

Die Sprachen der Naturvölker und die Ursprache.

Durch die Analyse der Gegenstandskategorie, die sich jede Erweiterung des geistigen Horizonts im Begriffsschatz aufzunehmen fähig erwies, wurde es schon nahe gelegt, daß der Hauptunterschied zwischen den Völkern in geistiger und kultureller Hinsicht nur aus einer Untersuchung der Inhalte der in der Gegenstandskategorie untergebrachten Lautbedeutungen sich ergeben kann. Was nun aber die «Form» der Sprachen betrifft, so kann man fragen: gibt es vielleicht dementsprechend mehr oder weniger geformte, ja sogar «formlose» Sprachen? Letzteres muß von vornherein für ausgeschlossen gelten, denn wo die «Form» hinwegfiel, würden nur Laute übrig bleiben. Wiewohl man in dem lautlichen

Teil die am besten objektivierbare, scheinbar konkreteste Seite der Sprache hat, so ist es nach allem Vorhergehenden grundsätzlich verfehlt, in der «Form» in ihren verschiedenen Abstufungen etwas nur Sekundäres, durch Synthese der unteren lautlichen Einheiten erst Entstehendes zu denken. Dem Wesen nach gehen die oberen Formschichten der Lautschicht gerade voran. Das hat sein empirisches Seitenstück darin, daß in der Sprachentwicklung eine jeweilig höhere Schicht sich auch desto beharrlicher zeigt, während der Unterbau, die lautliche Basis, am meisten Veränderungen ausgesetzt erscheint. Es gibt wohl keine empirische Sprache, von der man sagen könnte, daß ihr das unbedingt Notwendige, was sie eben erst zur Sprache macht, der Typus, d. h. die systematische Oberschicht der Formgeltung fehlen sollte. Es ist sogar nicht zu verkennen, daß das Wesentlichste des Typus jeder beliebigen wirklich existierenden Sprache eigen sein muß. Vergegenwärtigt man sich die ungeheure Distanz zwischen einem Etwas, das die aus dem «Nichts» sich differenzierende Vorform zum Typus des Sprachlichen sein sollte, und dem real Gegebenen, so wird das Recht, mit dem die Sprachen der Naturvölker bisweilen an die Schwelle der Sprachenentstehung gerückt werden, durchaus problematisch. Es scheint dabei immer der methodische Grundgedanke vorzuschweben, als ob das Faktum der tatsächlichen Existenz von Sprachen mit ausgeprägtem Typus sich mit Hilfe der Kategorien der Zeit und der synthetischen Entwicklung aus Elementen (die zunächst nur als begriffliche Abstraktionen gewonnen sind) erklären ließe. Dem ist folgendes entgegenzuhalten: die Erfahrung stellt uns immer vor Sprachen mit reich gegliederter Systematik wie vor ein fait accompli. Dasjenige, wodurch die Sprache erst zum Gegenstand und zugleich zum Problem für die Erkenntnis wird, die Tatsache der Lautwerte und Formwerte mit Bedeutungszuordnung, ist, wie kein Gegenstand, aus der Kategorie der Entwicklung erklärbar. Die sog. Symbolik wirft auf einen kleinen Teil der

Erscheinungen zwar ein gewisses Licht, läßt aber bei weitem die Hauptsache unerklärt und verschiebt auch da, wo sie recht hat, das unlösbare Problem nur um eine Stelle weiter. Da scheint dann die Heranziehung des zeitlichen Faktors die erwünschte Lösung bringen zu wollen. Das Kompliziertere ist tatsächlich das Spätere; es weist hin auf Elementares, das früher «war» und das Elementare stammt dann konsequenterweise aus Nichts! Der letzte Sprung ist durchaus unbegründet. Wenn aber dieser Weg unter dem Zwang logischer Methode vorgezeichnet wird, was ist dann dagegen einzuwenden? Nur das, daß der Schluß nicht logisch zwingend ist. Für eine kritische Betrachtung liegt die Schwierigkeit eben in der Frage, inwiefern zeitlich Vorhergehendes in der Sprache zeitlich Folgendes «erklärt», «verständlich macht». Durch die unkritische Gegenstandssetzung des Objektes: Sprache scheint der methodische Fehler nahe gelegt zu sein. Behandelt man einmal die Sprache als einen Gegenstand, auf den die Naturkausalität anwendbar ist, so besagt das zugleich, daß aus genügend bestimmten vorhergehenden Faktoren ev. folgende eindeutig bestimmbar wären. Wo ist das aber im Gebiet des Sprachlichen eigentlich der Fall? Sogar in der untersten Schicht, der Lautlehre, kommt man doch schon aus prinzipiellen Gründen über Wahrscheinlichkeiten nicht hinaus. Vergewärtigt man sich die eigentümliche Struktur solcher Gebilde, wie es die Formwerte der Sprache und ihre psychischen Korrelate sind, so wird jeder Versuch hinfällig erscheinen müssen, der dieselben als Zusammensetzungen aus Elementen restlos «verstehen» will. Die typische Äußerungsform des Satzes, die Wundt in Attributiv- und Prädikativtypus unterschieden hat, mag man einmal zu verstehen suchen als Aneinanderreihung der darin isolierbaren Lautkomplexe. Historisch ist dieser Versuch früher als der umgekehrte, der die Worte aus dem Satz verstehen will. Letztere Auffassung hat besonders die moderne Grammatik stark bevorzugt, wo

von sie aber jetzt anfängt zurückzukommen. Gerade dieses Hin- und Hergehen der Hypothesen ist für die Erkenntnistheorie der Sprache höchst bezeichnend und kann schließlich für das Problem der ursprünglichen Entwicklung und des noch dahinterliegenden Ursprungs der Sprache, worauf man bei der Verfolgung des Entwicklungsgedankens stößt, von Bedeutung werden. Bei der Analyse des systematischen Tatbestandes einer Sprache kommt man logischerweise dazu, Elemente zu isolieren, die eben als Elemente wieder hindeuten auf Formen, die sie synthetisch verknüpfen zu dem Ineinander von Beziehung und Bezogenem, das die Sprache tatsächlich ist. Im Kapitel Systematik zeigte sich, wie das Wort als Element sowohl nach der Ableitung, wie nach Bedeutung und Gebrauch nur in der systematischen Verknüpfung zu demjenigen wird, was es seinem Wesen nach leisten muß, da die Isolierung nur durch zwar notwendige, aber aus dem Konkreten herauslösende Gegenstandssetzung der theoretischen Erfassung wegen zustandekommt. Die historisch gerichtete Forschung zeigt sich bestrebt, die korrelativen Wesensmomente am Gegenstand Sprache, die sich bei logischer Analyse ergeben, in zeitlich aufeinanderfolgende zu verwandeln, um so das eine mit dem anderen zu erklären. Daß das, wenn man einmal von einem Wesensbegriff der Sprache ausgeht, wobei die Korrelativität von Wort und Satz, Lautform und überlautlichem Formgebilde Voraussetzung ist, logisch zur Unmöglichkeit und praktisch jedenfalls zum Hin- und Herschwanken zwischen den Polen der beiden gleichberechtigten Möglichkeiten führen muß, stimmt auffallend mit dem tatsächlichen Gang, den die Forschung genommen hat. Die inneren Bedingungen der sprachlichen Äußerung sind niemals Dispositionen zur Hervorbringung einzelner Laute oder Worte, die sich dann nachher im Laufe einer angeblichen Entwicklung zusammenschließen sollten, sondern sobald von Sprechfähigkeit mit Recht die Rede ist, werden die beiden Momente der überlautlichen Form und des unter Form liegenden Lautmaterials in ihrer Korrelativi-

tät vorausgesetzt. Von einem wesentlichen Unterschied (im vollen Sinne des Begriffs) zwischen der Sprachbetätigung eines Naturvolkes und der eines hochgebildeten Kulturmenschen kann darum schon von vornherein nicht die Rede sein. Es kommen noch äußerliche, empirische Gründe hinzu. Die Beobachtung der Sprachen der Naturvölker zeigt, daß diese eine ungeheuer komplizierte Formsystematik besitzen, wodurch die feinsten Abschattungen kognitiver und volitiver Denkkakte, die in den modernen Sprachen manchmal nur durch weitgehende Umschreibungen möglich sind, in unerreicht bequemer Weise zum Ausdruck gelangen. Von der innerpsychischen Seite her wird die Kritik es bezweifeln müssen, ob in der Tat der hypothetische Urmensch, dessen Sprache in der Hauptsache aus Abwehr-, Hunger- und Liebeschreien bestanden haben soll, der Stufe der empirischen Naturvölker mit ihren so höchst konkret entwickelten Sprachen so nahe stand, daß man die Hypothesen der unmittelbaren Kontinuität nach der Ursprache hin darin bestätigt sehen dürfte. Das Konkret-Abstrakt-Verhältnis erscheint nun auch der Revision bedürftig. Die Vorstellung, als ob in der Seele der Naturvölker ein passives Abbild der gegebenen umgebenden Natur die vorherrschende Rolle spielte, wofür dann die vorwiegend konkrete Färbung ihres Wortschatzes als Zeugnis angeführt wird, stammt wohl historisch von der assoziationalistisch gerichteten Psychologie, die auch die höhere Geistesentwicklung als einen Prozeß abstrahierender Abbildungstätigkeit auffaßt. Überdies ist die Berufung auf den Wortschatz eine ungenügende Begründung, weil dieser nur die Unterschicht der gesamten Systematik darstellt, die erst von den oberen Formschichten ihren Wert erhält, noch abgesehen davon, daß in keiner Sprache Form- und Beziehungsworte ganz fehlen.

Ein Antagonismus zwischen empirischen und methodischen Gesichtspunkten ist demnach nicht ganz zu leugnen. Empirisch ist Sprache immer vollständige Sprache, d. h.

Laut- und Formsystematik, während die Methodik darauf gerichtet ist, aus kleinsten Elementen und Anfängen das Ganze zu denken. Macht man mit dem Satz Ernst, daß schließlich der konkrete Sprachprozeß, der doch völlig in der Zeit eingedämmt ist, als Aufeinanderfolge zeitlicher Entwicklungen sich «erschöpfend» beschreiben lassen muß, so ist demgegenüber an zwei wesentliche Momente zu erinnern. Erstens kann von einem Verstehen späterer aus früherer Entwicklung niemals in dem Sinne die Rede sein, wie das bei den Naturwissenschaften der Fall ist. Die qualitative Eigenart des Prozesses schließt das aus. Daß eine systematische Form historisch-genetisch zur Gültigkeit gelangt, wie z. B. ein Accusativus cum Infinitivo, kann nicht bloße Folge davon sein, daß die zusammensetzenden Elemente, die Formen niedriger Ordnung sind, sich so oft zusammenfinden, bis sich schließlich «von selbst» eine Art Einheit ergibt — was bisweilen auch mit dem unklaren Begriff «der Verschmelzung» angedeutet wird —, sondern es ist vielmehr ein (zwar unmerkelt) sich einstellender psychischer Akt der Formprägung anzusetzen, wodurch nicht nur die zusammengesetzten Teile diese bestimmte einheitliche Bedeutung erhalten, sondern auch umgekehrt die ideal überzeitlich existierende Bedeutung sich an jene bestimmte systematische Form «binden läßt». Die Annahme einer idealen Gesetzmäßigkeit im Reich der Bedeutungen, wie sie am ausgeprägtesten von Husserl in den Logischen Untersuchungen vertreten wird, erweist sich für die Sprachentwicklung als eine wenigstens methodisch unentbehrliche. — Auch diejenigen, die es nicht für notwendig halten, bei der Erklärung der historischen Sprachprozesse einem nicht-historischen Reich systematischer Bedeutungszusammenhänge Rechnung zu tragen, scheinen doch nicht umhin zu können, tatsächlich solche überzeitlichen Gebilde voranzusetzen. Hierzu kommt noch eine andere Eigentümlichkeit der historischen Sprachbetrachtung. Im Laufe der Untersuchung wurde schon unterschieden zwischen einem

Teil des Bedeutungswandels, der mit konkreten Kulturbedingungen und der Veränderung ihrer Inhalte unmittelbar verknüpft ist, und demjenigen Teil der Entwicklungen, die die Oberschicht, die Formsystematik mitmacht. Letztgenannte gehen zwar viel langsamer vor sich, aber andererseits wird die Erklärung des Werdeprozesses bestimmter zur Gültigkeit gelangender Formen vom Wechsel der Kulturinhalte ganz abstrahieren können. Dadurch wird die Erklärung von einer kausalen zu einer teleologischen. Sie findet nur so statt, daß der Endpunkt, die erreichte Formgeltung als Ziel betrachtet wird, worauf die Entwicklung hinstrebt, wobei also das Ziel von Anfang an vorausgesetzt ist. Daraus folgt, daß für die wesentlichen, unentbehrlichen Geltungsformen einer jeden beliebigen Sprachsystematik zwar zeitliche Anlässe, wodurch das System sich «realisiert» hat, nachweisbar sein müssen, die Tatsachen selber aber in gewissem Sinne von diesen Anlässen unabhängig, oder jedenfalls nicht restlos «aus» denselben erklärbar sind. Es dürfte keine spekulative Verschobenheit sein, anzunehmen, daß die menschliche Sprachentwicklung im zentralsten Sinne, die unseren Voraussetzungen nach nur eine Entwicklung der Idee gemäß sein kann, in ungefähr derselben Weise in Laut- wie in Bedeutungswandel ein «Material» zu ihren Zwecken ergreift, das vielleicht einer eigenen untergeordneten Kausalität unterliegt, das aber dem höheren Realisierungszwecke dienstbar gemacht wird. Nur so scheint es möglich, die umfassendste und allgemeinste Systematik, die jede Einzelsprache zu einem Glied des Sprachganzen macht und von ihrem Teilhaben an der Idee der Sprache Zeugnis ablegt, vor Zufälligkeit und «Sinnlosigkeit» zu sichern. Weder die Aufstellung des Prinzips der Heterogenie der Zwecke noch die Annahme einer Epigenese im Sprachlichen können dem Ganzen der Entwicklung gerecht werden.

Schluß.

Wir brechen die Untersuchung hier ab. Auf Vollständigkeit macht sie, der Natur der Sache gemäß, keinen Anspruch. Schon die Tatsache, daß die Sprachwissenschaft bis jetzt noch sehr wenig ihren kritischen Grundlagen ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat, machte das Hinauskommen über erste Ansätze in dieser Richtung unmöglich. Der vorliegende Versuch stützt sich auf die Überzeugung, daß jede empirische Einzelwissenschaft als solche neben einem streng erfahrungsmäßigen Gebiet auch Fragen auftauchen läßt, die zwar durch die Erfahrung veranlaßt, aber nicht durch sie beantwortet werden können, ohne darum unwissenschaftliche Fragen zu sein. Zu diesen dürften die erkenntnistheoretischen Problemstellungen gehören, die, wie wir zu zeigen bemüht waren, sich an den Gegenstand «Sprache» anknüpfen. Wo wir veranlaßt wurden, die theoretische Erkenntnis dieses Gegenstandes zu beschränken auf dasjenige, was in die «Formen» der Erkenntnis eingeht, da setzt diese Einsicht selbst voraus, daß in irgendeiner Weise der Gegenstand uns doch auch anders, nicht theoretisch, gegeben sein muß. Die Entdeckung, daß das Erkennen am Gegenstand etwas ändert, ihn seiner Form gemäß erfaßt, ist nur dadurch möglich, daß wir den Gegenstand «an sich» auch kennen, und von dem «erkannten» Gegenstand unterscheiden. Im ersteren Begriff scheint allerdings ein Widerspruch zu liegen. Sobald das Denken den Gegenstand an sich «setzt», ist er gerade schon Gegenstand für das Denken. Konsequen-

terweise muß man also annehmen, daß auch diese Setzung den Gegenstand ändert. Will man nicht in den logischen Absolutismus verfallen, der den Gegenstand außerhalb des Denkens für eine Illusion erklärt, so bleibt nur übrig, den ursprünglichen, theoretisch unberührten Gegenstand, oder vielmehr dasjenige Etwas, das die Theorie zum Gegenstand erst macht, als Erlebniswirklichkeit zu bezeichnen, die als ein nicht begriffliches «Haben» dieses Etwas in zweierlei Verhältnis zum begrifflichen «Haben» gedacht werden kann: entweder als vor- oder als überbegriffliches. Die Wahl zwischen den beiden hängt davon ab, was für einen Wert man dem begrifflichen Erfassen dem nicht begrifflichen gegenüber beimißt. Für jeden, der sich tatsächlich mit der Sprachwissenschaft als wissenschaftlichem Gut beschäftigt, ist der Wert der begrifflichen Erfassung etwas Selbstverständliches. Aber ohne vorbegriffliches Material als Ansatz würde die theoretische Erfassung nicht von der Stelle kommen können, und nachdem diese einmal eingesetzt hat, kann sie nicht zum Vorbegrifflichen zurückgehen wollen; es sei denn nur so, daß sie versucht, das vorbegriffliche «Haben» selbst theoretisch zu fixieren. Andererseits weist die begriffliche Erfassung des Gegenstandes Sprache durch die in ihr selbst gelegenen Beschränkungen über sich hinaus ins Überbegriffliche. Das Ziel, d. h. die Richtung der Forschung geht darauf aus, den Begriff zu überwinden, nicht im negativen Sinne der Aufhebung des theoretischen Verfahrens, sondern der Weiterführung desselben zum unendlichen fernen Ziel der völligen Erfassung des Gegenstandes, wo das vortheoretische «Haben» und das theoretische Erfassen in einer höheren Einheit zusammenfallen. Den Wert wird man allerdings der Theorie nicht absprechen können, daß sie, wenn das Zuendeführen ihrer Methode möglich wäre, den Gegenstand ganz «haben» würde. Eine derartige Vollendung der Theorie ist aber in absehbarer Ferne niemals möglich: sie ist nur die ideale Richtung der tatsächlichen Forschung.

Im Praktischen bleiben Gegenstand und Erfassung-im-Begriff notwendige Korrelate, und die überbegriffliche Anschauung des Gegenstandes läßt sich nur als Ideal, nicht als Wirklichkeit denken.

Es hat sich, besonders im Kapitel Entwicklung, die enge Verknüpfung zwischen «Material» und «Form», worauf die Einleitung schon hinwies, darin gezeigt, daß die Behandlung der «logischen» Seite ohne näheres Eingehen auf den psychologischen Tatbestand nicht möglich war. Der enge Zusammenhang der Logik eines Gegenstandes mit ihrem Material dürfte auch darin einen Ausdruck finden. Wenn vielleicht das Logische besonders hier hinter dem Materialen allzusehr zurücktrat, mag es künftiger Beschäftigung mit diesen Gebieten überlassen bleiben, dieses und so manches andere Versäumnis, dessen der Verfasser sich nur allzu peinlich bewußt ist, nachzuholen.

Nachschrift.

Vorliegende Arbeit wurde im Sommer dieses Jahres als Dissertation von der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg genehmigt. Das Bestreben, die darin enthaltenen Gedanken der befruchtenden Kritik weiterer wissenschaftlichen Kreisen zu unterwerfen, hat mich zur Veröffentlichung veranlaßt.

Herrn stud. jur. Ernst Reibstein aus Speyer sei an dieser Stelle nochmals herzlicher Dank ausgesprochen für seine freundliche Hilfe bei der Durchsicht der Schrift nach störenden sprachlichen Unebenheiten.

Amsterdam, November 1921.

Dr. H. J. Pos.

Inhalt.

	Seite.
Einleitung	1
Kap. I: Gegenstand und Methode	20
Kap. II: Systematik	53
Kap. III: Entwicklung	106
Schluß	189
Nachschrift	191

22.860